

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 297

Samstag, den 20. Dezember 1903.

18. Jahrgang.



Feuilleton

Nachdruck verboten.

Drei Weihnachtstage in dem Leben der Königin Luise.

Ein Erinnerungsblatt von Adolf Hölzerl.

Weiß und blendend liegt der Schnee über den Dächern. Die Winter Sonne webt ihre Silberfäden von Haus zu Haus, von Baum zu Baum. Es ist Weihnachtszeit.

An einer Ehrenpforte unter den Linden zu Berlin stehen fünf und vierzig festlich gekleidete Mädchen. Töchter Berliner Bürger, und harren des königlichen Wagens, der die hohe Fürstenbraut bringen soll. Luise, die jugendvolle Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, ist seit Kurzem verlobt mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und feiert morgen, am Weihnachtsabend mit ihm ihre Hochzeit.

Jetzt vernimmt man Pferdegetrappel, Musik und brandende Hufe. Aller Augen wenden sich der Ehrenpforte zu durch die Prinzessin Luise kommen muß, aller Herzen schlagen höher. Langsam nähert sich der vergoldete, von sechs Schimmel gezogen Wagen, jetzt fährt er durch die Pforte und hält an.

Ein kleines Mädchen tritt vor und überreicht der Prinzessin einen herrlichen Blumenstrauß und sagt dazu ein Gedicht auf.

Die Prinzessin-Braut ist davon entzückt. Der kindliche Ton, die Anmuth der kleinen Sprecherin rührt sie, und dem Zuge ihres Herzens folgend, neigt sie sich zu dem Kinde nieder und küßt es auf die Stirn.

„Mein Gott, königliche Hoheit“, spricht die strenge Oberhofmeisterin Boh, „was haben Sie gethan?“

„Ich?“ entgegnete die Prinzessin Luise, „nun, ich habe das allerliebste kleine Ding da geküßt.“

„Das ist gegen alle Etikette.“

„Wie? Darf ich das auch nicht thun? Wie soll ich denn dem Kinde danken?“

„Durch ein Küssen Ihres Hauptes.“

„Wie steif“, seufzt die Prinzessin, und damit ist der kleine Zwischenfall erledigt.

Die in der Nähe Stehenden hatten aber das kleine Zwiesgespräch gehört und waren über die Oberhofmeisterin Boh in demselben Grade aufgebracht, wie sie von der Natürlichkeit und Bescheidenheit der schönen Braut überzeugt waren.

Ein alter Stadtrath drängte sich durch die Zuschauermenge und rief unter ihrem Jubel: „Ihre königliche Hoheit, unsere allergnädigste Kronprinzessin lebe hoch! Sie wird nicht nur unsere Königin, sie wird die Mutter unseres Landes werden!“

Ganz Berlin war begeistert von der Schönheit und Güte der goldenen Braut, und da auch ihre Schwägerin, die gleich liebende Friederike, mit dem Bruder des Kronprinzen Friedrich Ludwig Karl ihren Einzug an demselben Tage in Berlin hielt, so entstanden Parteien, welcher von beiden der Vorrang der Schönheit zukomme.

Die engelgleiche Anmuth und Schönheit der zwei fürstlichen Bräute muß in der That bezaubernd gewesen sein, denn man vernimmt von den Zeitgenossen jener Jahre darüber nur eine Stimme und ohne Unterschied der Stände und des Alters.

Selbst Goethe, der Gelegenheit hatte, die Prinzessin sechs Monate früher zu sehen, schrieb unterm 28. Mai 1793 in sein Tagebuch: „Gegen Abend war uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet; die Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Sr. Majestät dem König gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich bestellte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und niedergingen, auf das Genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegesstimmung die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird.“

Die Kindheit der Prinzessin Luise war in die Zeit gefallen, in denen die echten Blüten deutscher Poesie und Kunst sich immer kräftiger entfalteten. Goethe, Herder, Schiller hatten ihren Geist früh angezogen und ihm Nahrung zugeführt. Besonders Herder, in dessen Werken sich Plato und Christus wiederfinden, und der seine Gelehrsamkeit mit der Weisheit und der duftenden Poesie des Morgenlandes zu durchsetzen wußte, zog ihr Gemüth ganz mächtig an.

Mit solchen körperlichen und geistigen Tugenden ausgestattet, warmfühlend, gütig, freundlich, herzlich, natürlich, bewachte Luise überall, wo sie erschien, den Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie wußte es, doch ihre Bescheidenheit blieb sich immer gleich.

Am folgenden Tag, dem Weihnachtsabend 1793, fand ihre Vermählung mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm statt. Ein glänzender Ball beschloß die in doppelter Hinsicht festliche Feier.

Als Luise später Cercle hielt, fragte sie eine junge Offiziersfrau, die schüchtern und bescheiden in einer Ecke stand, und die ihr vielleicht gerade deshalb aufgefallen war: „was sie für eine Geborene sei“. Die junge Frau, beunruhigt, antwortete verwirrt: „Majestät, ich bin gar keine — Geborene.“

Die Gesichter der Anwesenden verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln und die allzeit geschmeidigen Hofdamen setzten ihre Fächer in Bewegung, um ihre lachenden Gesichter dahinter zu verbergen und sicherten leise. Doch die Prinzessin warf ihnen einen mißbilligenden Blick zu, und sich besonders freundlich an die Offiziersfrau wendend, sagte sie: „O, Frau Hauptmann, Sie haben mir naiv-satyrisch geantwortet. Ich gestehe mit dem beständigen Ausdruck „von Geburt sein“, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt — das ist wenigstens meine Ansicht — sind wir uns alle ohne Ausnahme gleich. Ich wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur im Herzen und nicht in der Geburt liegt.“

Hatte Prinzessin Luise von dem Tage ihres Einzuges ab als Braut die Hauptstadt mit dem Zauber ihrer Schönheit erfüllt und durch ihre Natürlichkeit und gewinnende Freundlichkeit die Herzen im Sturme erobert, so wurde sie später als Königin von Preußen das weithin leuchtende Vorbild einer echten, deutschen Frau.

Am Morgen des 14. Oktober 1806, als die ersten Kanonendonner der Schlacht bei Jena ertönten, machte sich die Königin Luise auf den Rath des Generals von Büchel bereit, das Hauptquartier in Weimar zu verlassen und nach Berlin zurückzufahren. Die Abreise war fest beschlossen, aber es stellte sich heraus, daß es an den nöthigen Pferden fehlte. Die Königin schwelte tatsächlich in großer Gefahr. Wird die Schlacht verloren, so ist die Besitzergreifung vom Hauptquartier und der Einmarsch der Franzosen in die Stadt Weimar sicher und selbstverständlich. In dieser Verlegenheit erbot sich General von Büchel, seine eigenen Pferde zur Verfügung zu stellen, aber das genügt nicht. Für die weite Reise und das schwere Gepäck der Königin erwies sich die Kraft zweier Pferde als ungenügend.

Gegen Mittag hielt vor dem Schlosse, in dem die Königin abgestiegen war, ein Wagen, mit vier Pferden bespannt. Derselbe entstieg eine fein gekleidete Dame, die den herbeieilenden Diener bat, sie der Königin zu melden. Bald darauf wurde sie vor diese geführt.

„Majestät“, begann die Fremde, „ich bitte um Verzeihung: es ist mir wohlbekannt, daß man sich auf diese Weise nicht zur Audienz meldet.“

„Oh, das hat nichts auf sich“, versetzte die Königin mit bestrickender Liebenswürdigkeit, „wir haben Krieg, da darf man es nicht so genau nehmen. Wenn ich Ihnen nur sonst gefällig sein kann.“

„Majestät, verzeihe gnädigst, wenn Sie nichts dagegen hätten, so möchte ich Majestät gern gefällig sein.“

„So? Mit was denn?“ fragte lächelnd die Königin.

„Ich habe gehört, daß Majestät wegen der Pferde in Verlegenheit seien und da habe ich mir gedacht... da habe ich gleich vier mitgebracht.“

„Das ist zu gütig von Ihnen, Madame. Wie kann ich Ihnen dafür danken?“ rief Luise herzlich aus.

„Danken auch noch“, meinte die junge Frau. „Ich fühle mich glücklich, Majestät dienen zu können.“

„Aber wie kommen Sie zu den Pferden? Wir konnten keine austreiben; die Soldaten benötigen alle vorhandenen. General von Büchel hat mir bereits zwei der feinsten angeboten, aber noch fehlt der Ersatz.“

„Ich habe vier Pferde unten. Mein Vater ist Armeelieferant; ihm fiel es nicht schwer, die Thiere zu beschaffen.“

„Das ist sehr freundlich. Gaben wir uns nicht schon einmal gesehen?“

„Ja, Majestät. Es war an ihrem hohen Vermählungstage.“

„Ah, ganz recht. Ich entsinne mich. Und wie kommen Sie hierher?“

„Mein Vater reiste in Geschäften nach Weimar. Ich ergriff diese Gelegenheit, um meinen Gatten zu besuchen, der sich im Hauptquartier befindet. Von ihm höre ich, daß Majestät wegen der Pferde in Verlegenheit wären.“

Die junge Frau war die Majorin Freedom, die vorgab, gar keine Geborene zu sein.

Jetzt ging es eiligst fort. Der ferne Donner der Geschütze schlug an den Reisewagen der Königin, als sie in dem Nebel des trüben Herbsttages kiestrauchig dahinfuhr. Die Schlacht fiel für die Preußen unglücklich aus; Napoleon blieb Sieger und sein Heer befand sich in vollem Anmarsche auf Weimar. Das die Königin vor einigen Stunden verlassen hatte.

Noch ehe die Herrscherin Berlin erreichte, ereilte sie die Unglücksbotschaft von der verlorenen Schlacht. In Berlin angelangt, fand sie kaum Zeit, die notwendigen Kleidungsstücke zusammenpacken zu lassen und mit ihrer Familie nach

Stettin zu fliehen. Eine Trauerfunde drängte die andere. Von Stettin ging es nach Braudenz. Kaum angekommen erfuhr hier das Herrscherpaar die niederschmetternde Nachricht von der Uebergabe der Festungen Küstrin, Stettin und Magdeburg.

Unter fortwährenden Schicksalsschlägen, Demüthigungen und Unglücksfällen vergingen drei Jahre. Am 15. Dezember 1809 reiste Luise mit dem König von Königsberg nach Berlin ab. Am 22. erreichten sie Freienwalde a. d. Oder, ihr letztes Nachtquartier vor Berlin. Als dort das Königspaar am Dammbause vorüberkam, zog ihm mit Sang und Klang ein Fadelzug entgegen. Es waren die Knappen des Aloubergwerkes, die zum Empfang ein schlichtes, aber ergreifendes Weihnachtslied sangen, an dem die Königin Gefallen fand. Unter den Sängern fiel ihr ein alter Mann auf, der in seiner gebückten Stellung und dem schneeweißen Haar einen so rührenden Eindruck auf sie machte, daß sie ihn in das Hotel zu sich befohl. Dort überreichte sie ihm vier Friedrichsdor. Der Alte, überrascht von dieser unerwartet reichen Gabe, wollte sich unter Thränen und Worten des Dankes eben entfernen, als ihn die großmüthige Geberin nochmals zurückrief.

„Wie heißt Er?“

„Mein Name ist Verghoff“, war die leise gesprochene Antwort. „Ich war Sattler in Brandenburg und habe Friedrich dem Großen 23 Jahre treu gedient und meinen ehelichen Abschied als Sergeant erhalten.“

„Erhält er denn keine Pension?“

„Nein.“

„Dieser Herr hier“, sprach Luise, auf den König deutend, „hat Feder, Tinte und Papier. An ihn wende Er sich; seine Handschrift ist so gut wie Gold.“

Der König, erfreut über diesen naiv-gutmüthigen Einfall, setzte sich an den Tisch und kam nach einigen Minuten mit einem Zettel zurück, auf dem die Worte standen: „Dem alten Verghoff aus Brandenburg sind zwölf Thaler monatliche Pension aus der außerordentlichen Kriegskasse zu reichen, Friedrich Wilhelm.“

Von Freienwalde ging es nach Warneuchen und von da nach Berlin. Gegen Mittag des 23. Dezember erreichte das Herrscherpaar Weisensee und da stieg der König zu Pferde. Die Berliner machten der Königin Luise einen vierstigen Wagen zum Geschenk, dessen Inneres mit silbergesticktem Atlas sammet, ihrer Lieblingsfarbe, ausgeschlagen war. In diesem Wagen hielt die erlauchte Frau nach der mehr als dreijährigen Trennung ihren Einzug in Berlin, an demselben Tage und in der nämlichen Stunde, in der sie vor sechzehn Jahren als glückliche Braut einzog.

Wieder ist es Weihnachten. Die schöne Königsrose ist todt. Am 23. Dezember, früh drei Uhr, vernahmen die Berliner dumpfen Trommelschall und Trauerklänge, Pferdegetrappel und den gleichmäßigen Tritt marschirender Bataillone. Die Leibkompanie der Garde zu Fuß und eine Schwadron der Garde zu Pferde rüdt durch die matt beleuchteten Straßen Berlins dem Dome zu. Die Leichwagen, geführt von dem jüngsten Bruder der Königin, dem Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, umgeben die Kirche, während sich der Hofmarschall und die Hofbeamten im Innern versammeln. Unterdeß fährt der mit acht Kappen bespannte Leichwagen vor. Um 4 Uhr wird der Sarg aus der Sakristei getragen und der Zug nimmt seinen Weg durch das Brandenburger Thor nach Charlottenburg. An der Spitze reiten zwei Fadelträger; ein Halb-Bataillon zu Fuß folgt. Von Charlottenburg bewegt sich der Trauerzug durch den Schloßgarten nach dem Mausoleum, wo der Sarg beigesetzt wurde.

Als sich die Winter Sonne dieses kürzesten und schwärzesten Tages hervorwagte, war Luise zur letzten Ruhestätte eingegangen.

Gegen Mittag traf der König von Potsdam zur Einweihung des Grabdenkmals mit seinen Kindern in Charlottenburg ein. Weinend kniete die königliche Familie um den Sarg und als Propst Ribbeck von der Nikolaikirche in seiner Weisheit daran erinnerte, daß gerade heute vor einem Jahre die edle Königin von Königsberg nach Berlin zurückgekehrt und die Heimgegangene heute vor 17 Jahren als 17jährige Braut ihren Einzug in Berlin gehalten hätte, da wollte das Schicksal sein Ende nehmen.

Jahre sind seitdem dahingegangen, ein Zeitraum, in dessen Drängen und Stürmen manches Hohe, Edle und Schöne verwischt oder vergessen wurde, aber das Andenken an die Königin Luise hat sich frisch und ungetrübt erhalten, keine Zeit hat daran zu rütteln versucht, und die heutige Generation lieget ihren Namen.

Vergänglich ist alle irdische Größe und Macht, die Schönheit verfliehet und wird Staub, aber die Tugend, der reine Wille, die allumfassende Liebe, sie leben fort und glänzen als die drei schönsten Sterne am Himmel.

Sie bilden die Ergänzung der Worte, die vor 1903 Jahren die Engel auf den Fluren von Bethlehem sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Weihnachts-Ausverkauf

in
Damen-Confection,
Kinder-Confection,
Herren-Confection,
Tuchen, Backskins,
Kleiderstoffen
und allen sonstigen
Manufacturwaaren.

Schuhwaaren.

Carl Meilinger,

Ecke Ellenbogen- und Neugasse.

Grosse Ausstellung im I. Stock.

Bequem übersichtlich!

Kein Kaufzwang!

Nachdruck verboten.

Studentenfreude.

Humoreske von Gustav Kieß, Wiesbaden.

Im „Salamander“, einer kleinen Bierkneipe der Universitätsstadt W., ging es heute hoch her. Es war Semesterbeginn und man den ersehnten Ferien Rechnung tragend, in alle Welt zerstreut, wollte man am heutigen Abend einen würdigen Abschied feiern.

Dementsprechend war der kleine Raum auf das herrlichste geschmückt und auch der eifrige Wirt sorgte seinerseits dafür, daß es den immer durstigen Sägern nicht an „Stoff“ zur Anregung fehlte. Längst hatte der Jubel seinen Höhepunkt erreicht, die Lieder erklangen seltener und lauter und die laut gerufenen Anekdoten des ersten Chorglieds wurden schärfer und lauter. Die Reihen lüfteten sich und der offizielle Schluß des Commercials führte die meisten der Burschenschaftler von dannen. So blieben schließlich der Bräus Hugo Nelson mit seinen Spezialfreunden Ewald Streich und Waldeemar Appelhaus als die letzten Gäste der frohen Tischnrunde allein zurück.

Nelson, dem man nie, auch nach den schwersten Anekd., Müdigkeit nachsehen konnte, bemerkte nun doch, nachdem eine neue Runde als Schlussschoppen aufgeföhren war, daß es jetzt an der Zeit wäre, in die Halle zu kriechen, wenn man die Verabredung zu der geplanten Jupparchie nicht umstoßen wolle. Weniger umständlich als sonst waren sie denn auch ausgebrochen und durch die nachdunkelnden Straßen geschlendert, nicht ohne einem gar zu auffälligen Firmenschild einen nach ihrem Ermessen geeigneten Platz anzuweisen und mit dem, einen Hutladen vertretenden, eisernen Dreimaßer, das bloße Haupt einer auf dem Weg gelegenen Standbüste zu bedecken. Nach diesen und ähnlichen, ihrem Dafürhalten notwendigen Verrichtungen (ließen sie beim Morgengrauen mit der Versicherung, um 10 Uhr früh des bereits grühenden Tages frisch gestärkt und reisefertig an dem verabredeten Zusammenkunftsorte zu sein.

Nelson, Streich und Appelhaus hatten sich eng freundschaftlich zusammengefunden. Der Umstand, daß allen durch einen nicht übermäßig reich bemessenen Wechsel die Möglichkeit an losplattierten Vergnügungen etwas abgeschwächt wurde, sowie, daß sie unerschrockene, waghalsige Burschen waren, denen kein Streich toll genug oder unausführbar erschien, hatte sie zusammengeführt und manche kleine Aufregung verdankt die Universitätsstadt diesen Jellen.

Ein sonniger, schöner Morgen war hereingebrochen und vergoldete die Bäume und Giebel der Häuser. Warme, würzige Luft, munteres Vogelgeschwätz und das laute Grün der fern winkenden Bäume luden zum Wandern ein — — —

Hast gleichzeitig hatten sich die drei getroffen und braßen nach kurzer, lechender Begrüßung auf, galt es heute doch eine anstrengende Jupparchie, wenn man in zwei Tagen W. erreichen wollte, wofür man sich von dem dort stehenden Schuppenfeste viel heitere, vergnügliche Stunden versprach. Mit einem leichten Burschenschuß auf den Lippen waren sie von Kanten gezogen und manche junge oder alte Bauernschöne, die den drei Studenten begegnete und einen Vergleich ihres Gesichtes mit einer ganz unumgänglichen Wunderblume oder einer goldenen Sonne hinnehmen mußte, wendete noch den Kopf nach den lebensfrohen, glücklichen Wanderern.

Schon neigte der Tag bedenklich, als sie ein verlorenes Dörfchen erreichten, wofür sie sich entschlossen, ihr erstes Quartier zu nehmen. Das Dorfwirtshaus wurde ausfindig gemacht und mit einem wahren Freudengefühl über die gebotenen Speisen und Getränke hergefallen. Nachdem der Wirt, der sich über die unheimliche Verschönerung der Gurgeln seiner Gäste, ein weniger unheimliches Bild machte, sein Wohlgefallen versprach, für gute Verdorger usw., gaben sich die drei einem behaglichen Kneipen hin, welches unterstützt von der ausgehenden Hitze, dem noch vorhandenen Brand und dem frischen Bier nur gefördert wurde. Nelson, der an der Wand neben dem kleinen Büffe eine Gitarre entdeckte und herbeiholte, verstand es mit einigen Liedern auch den weiblichen Teil der Hauswirtschaft herbeizuladen und bald waren die blonde Marie, die strohgelbe Ella und die schwarze Nanni im lustigsten Geplauder und Scherzen mit den fideles Gästen. Es wurden heiße Liebesbegehren und Versprechungen ausgetauscht und dabei eine Menge Bier verflut, daß es dem Wirt, der eifrig hin- und herprang, fast selbst vor den Augen flammerte. Erst in später Stunde, als der erhabene Dorfbüttel mit schwerer Junge den nunmehr unwiderstehlichen Felerabend gefallt hatte, wankten die Freunde in die, ihnen von dem hiederen Wirt im oberen Stockwerk angewiesene Kasse. Es war dies eine geräumige Stube, mit drei nobel hergerichteten Betten, einen unförmigen, mit großen und kleinen Töpfen bestellten Schrank, einem roh gemauerten Kamin, einem Tisch und drei Stühlen. Durch das nach dem Hof

gelegene Fenster leuchtete der Mond und ferne her tönte das monotone Pfeifen des Nachtwächters.

Hiemlich benebelt von dem reichlichen Biergenuß, gestanden sich Nelson und Streich die Verabredung eines Rendezvous mit ihren blonden Tischgenossinnen, wobei auch Appelhaus beichtete, daß ihn später seine schwarze Nanni in der Parterre gelegenen Küche erwartete. Streich entleerte sich, um ein Stündchen der Ruhe zu pflegen, nachdem er Nelson und Appelhaus das Versprechen, ihn zu wecken, abgerungen hatte. Diese warfen sich angekleidet auf ihr Lager und suchten mit Mühe den Schlaf fernzuhalten, bis die Stunde schlug, in welcher sie ihre Angebeteten wiedersehen durften. Nach kurzem Schlummer fuhr Appelhaus auf, weckte die lautstuchenden Genossen, um sich dann so gut es seine wankenden Beine und sein schwerer Kopf zuließen, in die Küche zu schleichen. Nelson war nach einigen Umläufen mit Tisch und Stühlen auf die Suche nach seiner Schönen gegangen und hatte Streich, der alle Bedenken mit dem nicht mißzuverstehenden Titel: „Streich“ mir den Buckel „nauf!“ abgelehnt hatte, einfach liegen lassen. Nach geräumter Weile hatte sich dieser, der wohl am stärksten gezechet hatte, doch erhoben und wankte, da ihm der Schadel brummte, nach dem Fenster, um frische Luft zu schöpfen.

Trotz aller Kraftanstrengung gelang es ihm nicht, den Flügel zu öffnen, bis es schließlich bei einem gewaltigen Rütteln furchbar frachte und Streich viel zu spät gewahrte, daß er nicht am Fenster, sondern an der Thür des Schrankes gerüttelt hatte. Erst nachdem er durch die herabgestürzten Töpfe von seinem Irrthum überzeugt, suchte seinen Weg durch die Scherben und den ausgeflossenen Latwerg in sein Lager suchte, den letzteren mit seinen nackten Füßen durch Zimmer in sein Bett mitschleppend, beruhigte er sich wegen der biden Zimmerluft und versank bald wieder in gesunden Schlaf, nachdem er sich am hohen Nachtschisch die Hände gewaschen und die Seife anstatt ins Seifenbecken in Nelsons Wasserglas gelegt hatte.

Nelson hatte nach vergeblichen Jorschungsreisen den Rückzug angetreten und oben, von brennendem Durst gequält, sein Wasserglas leer getrunken. Sein Schlaf war trotz hoher Müdigkeit kein angenehmer und böse Träume quälten ihn bis zum frühen Morgen.

Appelhaus war unterdessen zur Küche gelangt und hatte nach einigem Umhertasten in der Dunkelheit seine schelmige Nanni auf der Ofenbank sitzend gefunden. Liebelügend preßte er sie ans Herz und bedeckte ihren Mund mit heißen Küffen, welche Nanni nur widerstrebend mit tiefem Seufzer duldete. Auf alle seine Liebesworte blieb sie stumm und erwiderte nur dann und wann seinen heißen Händedruck. In stummer seeliger Wonne war er am Herzen seiner Liebsten ein wenig eingenickt und fuhr auf, als der greuliche Morgen in die Küche leuchtete. Ein an Nanni gerichteter Liebeswort erfuhr ihm auf der Junge. Ja, äfte ihn der Teufel, — dies war doch nicht sein schwarzglöses Mädchen, sondern das steinalte taubstumme Mütterchen, das er noch gestern Abend flüchtig in der Küche sah und die heute er stundenlang geberzt und geküßt. Ihn schauderte. Den Mund wischend, schlich er sich ins Bett, im Schlaf Vergessenheit suchend.

Der vorgerückte Morgen brachte mancherlei Aufklärungen, die Dirnen kicherten verflohen und manches Talerstück aus Streichs Tasche löste die fällige Verwendung eines eingemachten Zwetschenlatwergs. Nelson war bleich, angegriffen, doch gefast, stand aber im steten Jwiefpalt mit seinen Liebesorganen.

Gedrückt und auf Untwegen wurde die Weiterreise fortgesetzt und an diesem Tage hätten die anfangs diesen drei Begegnenden verwundert die Köpfe geschüttelt, wenn sie die sitfam dahin Wandelnben wiedersehen hätten.

Beim Eintreffen in W. empfing sie lebhafter Festjubil. Ein fideles Schuppenfest hatte Einzug gehalten und äbte auch seinen unstimmenen Einfluß auf die drei verstimmten Gejellen aus. Als denn nun auch ein schäumendes Glas vor ihnen stand und die Schuppenkapelle die frohe Weise eines alten Burschensiebes intonirte, da machte eine ausgelassene Fröhlichkeit der Liebesgeschlagenheit Platz, die Augen glänzten und manche, in der Nähe sitzende Bürgerfrau mußte mit aller Strenge die Augenrichtung ihres Töchterchens nach einer anderen Seite befehlen, um einen stumm leuchtenden Blicken der Studenten erfolgreich abzuwischen. Nachdem die durstigen Kehlen hinreichend erquid, ergingen sie sich unter mancherlei Scherzen auf dem Festplatz.

Nelson hatte sich schließlich nach nachdenklicher Betrachtung einer drehenden Caroussel an der nächsten Verkaufsbude eine Wackleine gekauft, deren erstes Ende er an eine kleine Juckerbude anknüpfte, während er das zweite an der Caroussel knüpfte. Das nun folgende Bild des an ihrer Bestirnin vorbei und der sich in Gang setzenden Caroussel nachschöpfenden Bude hatte einen durchschlagenden Erfolg, der einem Schuppenfeste eine ganz be-

sondere Würze verlieh. Obwohl man eifrig nach dem Beramtalter der sinnreichen Volksspiele suchte und selbst die städtische Behörde diesen Mann gern für ihre Stadt gewinnen wollte, zog es Nelson in übertriebener Bescheidenheit doch vor, sein incognito zu wahren, um dem Dank der Menge zu entgehen.

Zu schnell verranuchten die Stunden in W. und als die Wanderer an einem frühen Morgen nach schwerer Sitzung im Rathskeller singend aus den Thoren zogen, landte ihnen mancher Bürgermann, dessen Fenster bis hoch hinauf mit Papier verklebt, oder dessen Haus mit einem sinnreichen Arrangement von Wacklasten und Gimmern geziert war, einen stillen Gruß nach.

Noch heute erinnern sich die Drei oft und gerne ihrer Ferienreise, nur hat Appelhaus eine unbeschreibliche Antipathie gegen jedes alte Weib, während Nelson der Geruch von Glyzerinseife rasend machen kann. Welchen Eindruck ein eingefochtes Zwetschenlatwerg jedoch auf Streich ausübt, ist einfach gräßlich.

Pflege Deine Haut!

Das ist die Hauptsache für jeden Menschen Winter wie Sommer, und besonders in der jetzigen rauhen Jahreszeit! Wie viele leiden unter dem Aufspringen der Haut so entsetzlich, und kein Mittel hilft dagegen. Man muß nur die richtige Quelle kennen und sich nicht durch markt-schreierische Anpreisungen verlocken lassen, das erste Beste zu kaufen.

Dr. Graf's Hyrolin und Hyrolin-Seife, überall bekannt von den ersten ärztlichen Autoritäten empfohlen, sind das Beste für die Haut! Wer die vorzüglichen Wirkungen der Hyrolin-Präparate noch nicht kennt, verlange sie sofort in den einschlägigen Geschäften; sind sie dort nicht zu haben, liefert sie die Fabrik Dr. Graf & Comp., Berlin O. 112, direkt. 853/24

Dr. Graf's Hyrolin-Seife in hochgelegener Packung ist eine Zierde für jeden Geburtstags- und Weihnachtstisch.

Müseler,

prakt. Magnetopath und Naturheilkundiger, Wiesbaden, Rheinstr. 63, 1.

Sprechzeit: 9-12 und 2-5 Uhr, Sonntags nur Mariens von 9-12 Uhr.

Natürliche, arzneilose u. operationslose Heilweise. Auffallende Heilerfolge bei den verschieden. Krankheiten.

Heilfactoren:

Heilmagnetismus (aus Mesmerismus oder Lebensmagnetismus genannt).

Hypnotismus (hypnot. Suggestion).

Chure-Brandt-Massage (das ist innere Massage für die weibl. Unterleibsorgane).

Vibrationsmassage (D. R. P. No. 116511 (das ist Er-schütterungs-Massage m. elektr. Betrieb), sowie das

gesamte übrige Naturheilverfahren.

Es wurden durch mich geheilt:

Asthma, Augen-Entzündung, Bronchial-Katarrh, Bleichsucht, Betnässen, Beinschäden, Diphtheritis, Darmkrankheiten, Eierschod-Entzündung, engl. Krankheit, Entzündung d. Rachenkleimhaut, Fieberkrankheiten, Flechten, Frauenkrankheiten, Gesichtsschmerzen, Gelenkentzündung, Geschwüre u. Geschwulste, Gelenk-Rheumatismus, Gallenstein, Gebärmutter-Entzündung, Geschlechtskrankheiten, Hals-Entzündung, Jschias, Krämpfe, Kopfschmerzen, Kopfgrind, Lungen-Katarrh, Lungen-Entzündg., Muskel-Rheumatismus, Magen- u. Darm-Katarrh, Magen-leiden versch. Art, Menstruationsstör., Migräne, Nerven-Verstopf., Onanie, Scharlach, Stottern, Weistanz.

Dankschreiben können eingesehen werden. 710

Rechnung im Hause d. Kranken, nur nach den Sprechstunden.

La Gas-Cokes Ia

1. Sorte sehr billig, sowie Braunkohlen-Briquets und prima Buchen-Preunholz, gespalten, kein Abfallholz & Gr. 1 Mt. 30 Bg empfiehlt M. Cramer, Feldstr. 18. Telefon 2345.



1439 R. Petitpierre

Akademisch gebildeter Optiker



Anerkant billige reelle Preise

Häfnergasse 5.

Reichstes Lager aller besseren optischen Fabrikate in jeder Preislage.

Elegante Neuheiten in Kinder-Theater,

1339 Gesellschaftsspiele, combinirte Feuerwerkskästen, Elegante Briefpapiere, Goldfüllfederhalter, Visitenkarten, Menu- Tisch- und Tanzkarten, Tischdecorationen, Knall-Bombons, Tischläufer, Servietten Lampenschirme, Lichtschläger, Blumentopfschalen, Attrappen, Gläserblei, feid. Tischschächchen, Stralsunder Spielkarten etc.

W. Hammann, Wiesbaden, Bärenstrasse 2.



Wichtige Punkte aus dem Mietrecht.

Der Vermieter ist verpflichtet, dem Mieter die auf die Sache gemachten notwendigen Verwendungen zu ersetzen, z. B. die Kosten der Herstellung einer (ohne Schuld des Mieters) im Laufe der Mietzeit schadhaft gewordenen Wasserleitungsanlage. Auch diese Bestimmung kann vertraglich geändert werden.

Praktisch sehr wichtig ist die Bestimmung, daß der Mieter berechtigt ist, beim Ablauf der Mietzeit eine Einrichtung, mit der er die Sache versehen hat, wegzunehmen. Es kann also z. B. der Mieter, der sich auf eigene Kosten in der Wohnung eine elektrische Klingelleitung angelegt hat, diese beim Weggange abnehmen. Wenn er dies aber tut, so muß er die Wohnung auf seine Kosten wieder in den vorigen Stand setzen. Das heißt also, er muß z. B. Löcher, die er bei Anlage der Leitung etwa in die Wand gebohrt hat, ordnungsmäßig wieder zufüllen lassen. Wenn etwa in einem Zimmer bei der Anlage der Leitung die Tapeten erheblich beschädigt worden sind, wird der Mieter sogar das ganze Zimmer neu tapezieren lassen müssen, vorausgesetzt, daß nicht etwa die Tapeten durch das lange Wohnen schon durch den natürlichen Lauf der Dinge so schlecht geworden sind, daß ohnehin der Vermieter bei Neu-Vermietung die ganzen Tapeten erneuern müßte. Hat der Mieter etwa bei dem Weggange die Anlage noch nicht wegggenommen, so kann er noch nachträglich verlangen, daß der Vermieter ihm die Wegnahme gestatte. Dieser Anspruch auf Wegnahme verjährt in sechs Monaten, vom Ende der Mietzeit ab. Ist mit der Wegnahme ein Schaden für den Vermieter zu befürchten — so in dem gewählten Beispiel die notwendige Wiederherstellung der Sache in den vorigen Stand — so kann der Vermieter die Gestattung der Wegnahme verweigern, bis ihm vom Mieter für den mit der Wegnahme verbundenen Schaden durch Hinterlegung von Geld oder auf andere genügende Art Sicherheit geleistet worden ist.

Für die Zeit, zu welcher der Mietzins zu entrichten ist, gelten zunächst die vertraglichen Vereinbarungen. Dabei gilt als gesetzliche Regel, daß der Mietzins nachträglich (postnumerando) zu entrichten ist. Doch kann diese Bestimmung durch Vertrag abgeändert werden und wird, namentlich bei kleineren Wohnungen, fast stets vertraglich abgeändert.

Das Mietverhältnis endet grundsätzlich mit dem Ablauf der Zeit, für welche es eingegangen ist. Nun kommt es aber im Leben sehr häufig vor, daß in solchen Fällen der Mieter am Ende der Mietzeit nicht auszieht, sondern wohnen bleibt in der stillschweigenden Annahme, daß der Vertrag fortgesetzt werden solle. Für solche Fälle sorgt das Gesetz in einer das Interesse beider Teile wahrnehmenden Weise: Wird nach dem Ablauf der Mietzeit der Gebrauch der Sache von dem Mieter fortgesetzt, so gilt das Wohnungsverhältnis als auf unbestimmte Zeit verlängert, sofern nicht der Vermieter oder der Mieter seinen entgegenstehenden Willen binnen einer Frist von zwei Wochen dem anderen Teile gegenüber erklärt. Die Frist beginnt für den Mieter mit der Fortsetzung des Gebrauchs, für den Vermieter mit dem Zeitpunkt, in welchem er von der Fortsetzung Kenntnis erhält. Hierbei ist also wohl zu beachten, daß der Mietvertrag in solchen Fällen nicht ohne weiteres auf den Zeitraum des früheren Vertrages (z. B. ein weiteres Jahr) gilt, sondern eben „für unbestimmte Zeit“. Bei solcher „unbestimmten Zeit“ gelten dann für die Kündigung folgende Bestimmungen: Ist der Mietzins in dem früheren Vertrage nach Monaten bemessen, so kann für den Schluß eines jeden Monats, und zwar spätestens am jedem fünfzehnten Tage im Monat gekündigt werden. Diese Vorschrift gilt auch für den Februar-Monat. Ist der Mietzins in dem

früheren Vertrage nach längeren Zeiträumen bemessen, also z. B. vierteljährlich zu zahlen, so kann für den Schluß eines jeden Kalender-Vierteljahres gekündigt werden, und zwar spätestens am dritten Werktage des Vierteljahres.

Wird ein Mietvertrag für länger als 30 Jahre geschlossen, so kann nach 30 Jahren jeder Teil das Mietverhältnis unter Einhaltung der gesetzlichen Frist (also regulär am dritten Werktag des Vierteljahres) trotz der vertraglich längeren Dauer der Mietzeit kündigen. Jedoch ist die Kündigung dann unzulässig, wenn der Vertrag für die Lebenszeit des Vermieters oder Mieters geschlossen worden ist.



Korrektur von Schönheitsfehlern.

Immer mehr ist es das Bestreben der modernen Chirurgie, neben den rein nützlichen auch die kosmetischen, die verschönern, den Operationen zu pflegen. Der große Wiener Chirurg Wilroth war bahnbrechend auf diesem Gebiet. Seine Schüler erzählen von ihm, daß er wahrhaft begeistert war, wenn es ihm gelungen war, einem einstimmigen Gesicht einen sympathischeren Ausdruck zu verleihen. Es ist ja richtig, daß der Chirurg, dessen Hauptaufgabe in der möglichen Herstellung der physiologischen Funktionen der Organe besteht, die kosmetischen Operationen im allgemeinen geringer bewertet. Aber zum Teil mit Unrecht. Schönheitsfehler werden immer unangenehmer empfunden, als organische Erkrankungen. Ganz begreiflich. Bei einer Erkrankung hegt man immer Hoffnung auf Genesung, bei einem Schönheitsfehler ist dies nicht der Fall. Eine große Nase wird auf natürlichem Wege niemals klein. Da soll und muß der Chirurg eingreifen. Auch dieser ethischen Veranlassung eines chirurgischen Eingriffes ist noch eine physiologische vorhanden. Die Schönheit des Körpers ist nämlich auch etwas Physiologisches. Sie bedeutet die Harmonie der Organe. Es gibt aber auch Berufsarten, wie der Priester- oder Soldatenstand, bei welchen ein entstelltes Gesicht störend wirkt. Die kosmetischen Operationen sind also notwendig und werden auch nicht mehr als ein Ding der persönlichen Eitelkeit betrachtet. Durch die Kultur, durch unsere an das klassische Altertum sich anlehende Erziehung sind auch unsere Empfindungen feiner geworden.

Als erste Gruppe der bequem zu operierenden Schönheitsfehler ist die „doppelte Lippe“ zu betrachten. Es ist dies der jedermann bekannte dicke Wulst der Oberlippe, welcher hauptsächlich beim Sprechen oder Lachen zum Vorschein kommt und das bei geschlossenem Munde vielleicht ganz sympathische Gesicht sehr entstellt. Dieser unangenehme Erscheinung ist nunmehr sehr leicht zu beseitigen. Es hat sich nämlich festgestellt, daß dieser Wulst kein Ueberwuchs der Lippenhaut ist, sondern nur durch eine abnorme Umschlagstelle dort, wo das Zahnfleisch in die Lippenhaut übergeht, verursacht wird. Der Wulst wird also der Länge nach gespalten — nicht abgetragen —, das darunter liegende Bindegewebe entfernt, dann die Wundränder vernäht, und die doppelte Lippe ist zu einer einfachen, zu einer normalen geworden.

In zweiter Reihe kommt die operative Verkleinerung der Ohrmuschel. Große und gewölbte Ohren — durch die Wölbung stehen sie weit ab — machen ihren Trägern gewiß keine große Freude. Befällt sie ein Mann, so geht's noch an. Wie aber, wenn ein schönes Mädchen an einem Uebermaß der Ohrmuschel leidet?

Jedem Mädchen das, ja nicht die Heilung der Oco de Merode. Die Operationstechnik hat auch auf diesem Gebiete einen Erfolg erreicht: die Ohren können bei total unfähiger Narbe kleiner gemacht werden.

Nach den großen Ohren kam die Reihe an die großen Nasen. Erst vor kurzem machte die glückliche Operation einer großen höckerigen Nase, die der Wiener Regierungsrat Dr. Gersung an einem Schauspieler ausgeführt hatte, Aufsehen in der medizinischen Welt. Hier sei nur noch erwähnt, daß Gersung seitdem noch mehrere solche Operationen mit gutem Erfolg vorgenommen hat. Gersung teilte in einem Vortrage über seine Operationstechnik unter großer Festerkeit seines Auditoriums mit, daß ihm ein von einer großen Nase befreiter Patient nach der Operation überglücklich zurief: „Die Nase ist doch der Spiegel der Seele.“

Wie groß das Interesse der Menschheit, besonders der Damenwelt, an diesem neuesten Zweige der Chirurgie ist, beweist eine Mitteilung des Regierungsrats Gersung, daß aus allen Teilen der Welt Anfragen wegen Beseitigung von Schönheitsfehlern anlangen. In einer Anfrage hieß es sogar, ob nicht der Herr Regierungsrat die Güte hätte, eine Nüsternase zur Ansicht zu senden. Damen aus Frankreich verlangten von ihm, daß er sie von den Zeichen des heranrückenden Alters, von den Runzeln in den Augenvinkeln und von anderen Erscheinungen der atrophischen Haut einzelner Körperteile befreien möge. Solche Anfragen habe er aber abgelehnt, denn er wolle die Grenzen der Chirurgie nicht nach abwärts erweitern. Uebrigens hat man, auch ohne eigentliche Operation, Mittel und Wege gefunden, unschöne Nasenformationen auf mechanischem Wege günstig zu beeinflussen.

Vollständiger Räumungsverkauf

in Metallwaren

wie:

Kunst-, Luxus- u. Gebrauchsgegenstände zu außerordentlich reduzierten Preisen.

[Nie wiederkehrende Gelegenheit zum Einkauf! Solider, erstklassiger und moderner Waare.]

Auf meine Spezialitäten: In- und ausländ.

Schmuck- u. Lederwaren

gewähre bis Weihnachten (trotz meiner anerkannt billigen Preise) einen Nachlass von 10%.

NB. Der Verkauf findet nur gegen Cassa statt Vorm. 9-11, Nachm. 3-5 Uhr Extra-Rabatt 5%.

Ferdinand Mackeldey.

Hotel Nassauer Hof — Eingang Wilhelmsstr. 48

1170

3fl. Gasbronzelüster kompl. aufgeh. v. 24 M. an

Suspensionen, Ampeln, Lampen und Gasheizöfen

Jeder Art zu stannend billigen Preisen. 763

Franz Weingärtner,

Faulbrunnstrasse 5. Kein Laden!

Weihnachten 1903.



Werden auf die Vorteile aufmerksam gemacht, welche Ihnen der Einkauf unserer Spezial-Artikel bietet.

Kaffee, Thee, Chocolate, Cacao, Biscuit, Vanille

in besten Qualitäten bei niedrigsten Preisen. Wir empfehlen als besonders beliebte und preiswürdige Marken:

Geröstete Kaffees

Nr.	p. Pfd. M.
164 Santos-Mischung	0.78
162 Gute Santos-Mischung	0.90
157 Sehr gute Brasil-Mischg.	1.—
151 Holländische Mischung	1.06
127 Indische Mocca-Mischg.	1.10
148 Feingrün Java	1.10
145 Feinbl. Surinamart-M.	1.20
139 Wiener Mischung	1.35
124 Feinbl. Java-Mocca-M.	1.34
107 Karlsbader-Mischung	1.52
100 Menado-Mischung	1.87
99 Menado-Auslese	2.20

Rohe Kaffees

Nr.	p. Pfd. M.
53 Afrika-Kaffee	0.78
49 Feingrünl. Santos-Kaffee	0.80
48 Feingrün Javaart	0.88
45 Feinblau Surinamart	0.94
42 Blankgelber Javaart	0.94
39 Feingelber Java	1.17
36 Hochgelber Java	1.32
30 Feinblau Ceylonart	1.05
26 Grossbohne, feinbl. Java	1.27
24 Feinblau ind. Mocca	1.10
12 Gelber Java-Mocca	1.27
9 Feinblau Soemaniek	1.60

China- und indische Thees.

Nr.	p. Pfd. M.
187 Familien-Thee	1.85
186 Souchong Gruss	1.95
182 Feinster Souchong	2.30
181 Fein. Lapsong Souchg.	2.75
192 Feinster Ceylon-Pekoe	3.40
174 Extrafein Souchong	3.95
175 Congo-Mischung	2.05
172 Souchong Engl. Mischg.	2.40
183 Assam Pécco ind. Misch.	2.85
170 Lapsong Souch., russ. M.	3.20
195 Seas. Souch., russ. M.	3.75
168 Mandarin-Mischung	4.50

Chocoladen und Cacao-Pulver.

Nr.	p. Pfd. M.
875 Van. Block-Chocolade I	1.05
876 Van. Block-Chocolade II	1.—
877 Van., Riegel-Chocolade	1.05
882 Vanille-Chocolade F	1.30
881 Vanille-Chocolade E	1.50
885 Delikatess-Chocolade	2.—
897 Entölt. Cacao-Pulver V	1.60
896 Entölt. Cacao-Pulver IV	1.90
890 Entölt. Cacao-Pulver II	2.00
889 Entölt. Cacao Pulver I	2.35
888 Edel-Cacao-Pulver	2.70
884 Echt holl. Cacao-Pulver	2.80

bei 5 Pfund und mehr billiger.

Feinste Bourbon-Vanille die Schote zu 10, 15, 25 und 30 Pfg.

Weihnachts-Biscuits, Biscuits, Speculatius, Rauchtabak, Cigarren, Cigarillos und Cigaretten.

Emmericher Waaren-Expedition,

Telephon 2518.

Marktstrasse 26.

Telephon 2518



Feuilleton

In der Kesseltammer.

Eine Weihnachtsgeschichte von Reinhold Ortmann.

Nachdruck verboten.

UR. Tofz Hansjochen Barnekow am Nachmittag des 24. Dezembers hinter einem großen Eas in der Kesseltammer saß, statt mit seinen Geschwistern Karl und Viktoria in der roten Stube auf das Zeichen zur Bescherung zu warten, erklärte sich auf die natürlichste Weise von der Welt. Er hatte eben keine Lust, in den riesigen Beutel gesteckt zu werden, darin Knecht Ruprecht die unartigen Kinder fortzuschleppen, nachdem er die artigen vorher mit den darin enthaltenen Herrlichkeiten beschenkt hat. Hansjochens Entschluß, sich diesem Schicksal durch eine Flucht in die Kesseltammer zu entziehen, war das Ergebnis einer langen Unterhaltung gewesen, die er über den wichtigsten Gegenstand mit seinen Geschwistern geführt hatte. Nachdem ihm die siebenjährige Viktoria an der Hand ihres Bilderbuches augenscheinlich bewiesen hatte, daß man sich von dem Knecht Ruprecht solcher Dinge in der Tat zu versehen habe, war in unparteiischer Erörterung seiner Tugenden und Fehler festgestellt worden, daß auf der ganzen Welt kein kleiner Junge so gegründete Aussicht habe, in besagten Beutel zu wandern, als gerade Hansjochen. Er war oftmals unvorsichtig gewesen, hatte genascht und den schwarzen Aal wiederholt in den Schwanz gekniffen. Das war mehr als genug, alle seine Vorzüge aufzuwiegen, und es konnte nicht Wunder nehmen, daß Hansjochens kleines Herz in der Erwartung der bevorstehenden Ereignisse nach und nach herbessert worden war. Anfangs hatte er daran gedacht, unverzüglich nach Amerika zu gehen. Aber er hatte diese Idee bald wieder aufgegeben, weil es draußen so fürchterlich schneite. Wie eine Erlösung war ihm dann plötzlich der Gedanke an die Kesseltammer gekommen. Hier konnte ihn seiner Ueberzeugung nach der böse Knecht Ruprecht unmöglich vernichten. Und selbst wenn er einen Blick hineinwerfen sollte, würde er ihn in dem sicheren Versteck schwerlich finden.

Allerdings war es in der Kammer ein bißchen kalt. Aber ein Bandflut, wie es das fünfjährige Schindchen des Domänenpächters Barnekow war, ist gegen niedrige Temperaturen nicht empfindlich. Die an der Decke hängende Laterne verbreitete Helligkeit genug, um keine Furcht vor Gespenstern oder sonstigen Ungeheuern aufkommen zu lassen. Und zum Trost für die Vangeweile waren ja die rotbäckigen Kessel da, von denen sich Hansjochen während seiner freiwilligen Gefangenschaft bereits eine recht erhebliche Anzahl erworben hatte.

Eben hatte er wieder herzhast in eine der appetitlichen Bratlinge eingegriffen, als er das Raufen eines leichten Schrittes vernahm, und sich deshalb hinter seinem Eas so klein als möglich machte.

Die Tür ging auf, aber Hansjochen sah zu seiner Überraschung, daß es nicht der gefürchtete Knecht Ruprecht war, der da hereinkam, sondern seine älteste, achtzehnjährige Schwester Elise, die sich alsbald anschickte, ein mitgebrachtes Körbchen aus den aufgespeicherten Kesseln vor sich zu stellen. Daß sie dabei vor sich hin weinte, kam Hansjochen höchst merkwürdig vor. Und seine Ueberraschung wurde noch größer, als nach einer kleinen Weile eine zweite menschliche Gestalt behutend zur Tür hereinschlüpfte. Auch die war ihm nicht fremd, er erkannte seinen Vetter Heinz, der gestern auf dem Gute eingetroffen war. Hansjochen hatte diesen lustigen Vetter unbändig gern, obwohl man ihm gesagt hatte, daß er auch ein Doktor sei, wie der abschauliche Onkel Sanitätsrat, der jedesmal die gefährlichsten bittren Arzneien verordnete. Solcher Schandtaten hielt Hansjochen den Vetter Heinz durchaus nicht fähig, und wenn es irgend einen Menschen auf der Welt gab, zu dem er uneingeschränktes Vertrauen hatte, so war es dieser lebenswichtige junge Mann mit den munteren Augen und dem köstlichen, aufstrebenden Lachen.

In diesem Augenblick freilich lachte er garnicht, sondern schaute recht trüblich drein. Und dem kleinen Hansjochen wurde ganz weh ums Herz, als er sehen mußte, wie seine Schwester Elise sich an die Brust des Veters warf, um da noch heftiger zu schluchzen als vorher und wie der lieblos ihr weiches Blondhaar streichelte.

„Aber gibt es denn wirklich gar keine Hoffnung mehr für uns?“ fragte er. „Seine Eltern können Dich doch nicht zwingen, einen Mann zu heiraten, den Du nicht liebst.“

„O, Heinz, ich würde keine ruhige Stunde mehr haben, wenn ich mich ihrem Willen widersetze. Es ist ja Mamas ganzer Ehrgeiz, einen adeligen Schwiegersohn zu haben. Und Herr von Autowski hat es ja auch so gut verstanden, während der kurzen Zeit, die er als Bolontär hier bei uns ist, durch seine einsamstehende Lebenswürdigkeit die Eltern für sich zu gewinnen.“

„Aber ich kann Dich doch nicht verloren geben, mein süßes Lieb!“

Von dem, was sie flüsternd miteinander sprachen, konnte Hansjochen nichts mehr verstehen; er sah bloß, daß sie sich oftmals küßten, und daß Elses Tränen unaufhaltsam flossen. Aber daß der Herr von Autowski irgend einen Anteil an ihrem Kummer haben mußte, war ihm klar geworden, und es hatte genügt, in seiner jungen Seele auf neue alle die heißen Nachgefühle nachzurufen, die er seit langem gegen den Bolontär hegte. Außer dem Sanitätsrat hatte er nämlich keinen Menschen so wie diesen Herrn von Autowski, der in Gegenwart der Eltern immer von der zuckersüßesten Lebenswürdigkeit war, um ihn auf die böchste Weise zu hassen und zu necken, sobald sie allein waren. Mit dem sicheren Instinkt des Kindes hatte Hansjochen die schlechten Charaktereigenschaften des schneidig auftretenden jungen Herrn erkannt. Das Verhältnis zwischen ihnen war infolgedessen das denkbar schlechteste, und Hansjochen begann zu überlegen, ob es nicht das einfachste sein würde, Herrn von Autowski mit seinem kleinen Säbel um einen Kopf kürzer zu machen; aber der Ausgang des Kampfes erschien ihm doch zu ungewiß. Und als dann nach einer kleinen Weile das bekümmerte Liebespaar die Kesseltammer wieder verlassen hatte, schoben sich überdies seine eigenen Sorgen wieder mehr in den Vordergrund seiner Erwägungen.

Etwas eine Viertelstunde lang blieb er ungestört. Dann schritt er es draußen abermals von näherkommenden Schritten. Und diesmal, — Hansjochen froh in sich zusammen wie ein erschreckter Vogel — diesmal war es wirklich und wahrhaftig kein anderer als Knecht Ruprecht in eigener Person, der die Schwelle der Kesseltammer überschritt. Der arme Junge erkannte ihn mit tödlicher Sicherheit nach der Abbildung in Viktorias Buche. Das war der wallende weiße Bart, das war die lange braune Kutte mit der über den Kopf gestülpten Kapuze, und das war auch der schreckliche Beutel, den Knecht Ruprecht einstweilen freilich noch leer und schlief in den Händen trug.

Allein aber war auch dieser unheimliche Gast nicht gekommen. Und daß seine Begleiterin Viktorias junge Gouvernante Fräulein Elfrida war, mißerte wenigstens ein ganz klein wenig den germalmen Eindruck der furchtlichen Ueberraschung.

„Da sind Kessel nur“, hörte Hansjochen sie sagen. „Bitte, bedienen Sie sich nach Bedarf.“

Es schien, daß sie gleich wieder gehen wollte, aber Knecht Ruprecht hielt sie am Handgelenk zurück.

„Ich habe natürlich gewußt, wo die Kesseltammer ist“, meinte er, und seine Stimme wollte dem lauschenden Knaben ganz sonderbar bekannt vorkommen. „Ich wollte mir ungestört mit Ihnen reden, liebe Elfrida! Sie sind ein vernünftiges Mädchen, und Sie werden mir keine Ungelegenheiten verursachen, nicht wahr?“

„Lassen Sie mich los, Herr von Autowski! — Ich weiß nicht, was für Angelegenheiten Sie meinen.“

„O, Sie wissen es recht gut. Sehen Sie, wenn ich wohlhabend wäre, und aus eigenen Mitteln eine Familie erhalten könnte, so würde ich ganz gewiß nie eine andere Frau nehmen, als Sie. Denn ich liebe diese Elise Barnekow nicht — wahrhaftig, ich liebe sie nicht im mindesten. Und das Herz blutet mir bei dem Gedanken, Sie aufzugeben, Elfrida! Aber ich muß eine reiche Frau haben, es geht nicht anders. Mein Vater hat mir erst heute wieder geschrieben, daß ihm das Wasser bis an den Hals steht, und daß er in seinen Schulden ertrinken muß, wenn ich ihn nicht durch schnellste Verlobung mit der kleinen Barnekow rette. Was soll ich Vernunft also gegen diese Gewalt der Verhältnisse beginnen?“

Die Gouvernante hatte sich von ihm losgemacht und maß ihn mit einem stolzen, geringschätzigen Blick.

„Ich weiß nicht, Herr von Autowski“, sagte sie, „weil ich mich die Mühe geben, mir das alles auseinanderzusetzen. Daß Ihre Handlungsweise gegen mich eine erbärmliche gewesen ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu

sagen. Im übrigen aber haben Sie von mir nichts zu befürchten. Sie mögen sich mit Fräulein Barnekow verloben oder mit wem Sie sonst wollen. Ich beneide Ihre zukünftige Gattin nicht um das Glück, das Sie erwartet. Damit ging sie hinaus und warf die Tür hinter sich zu, daß es dröhnte. Der falsche Knecht Ruprecht aber brummte, während er seinen Eas zur Hälfte mit Kessel füllte, etwas vor sich hin von verrückten Frauenzimmern und von nichtsnutzigen Rangen, denen zuliebe man schließlich gar den Weihnachtsmann spielen müsse.

In Hansjochen aber wälzten sich unterdessen große Entschlüsse. So dumm war er nicht mehr, daß er die Maskerade des Bolontärs nicht durchschaut hatte. Und seitdem er wußte, wer in der Kutte des Knecht Ruprecht steckte, war all' seine Furcht geschwunden. Kaum hatte jener die Kesseltammer verlassen, als auch er behend hinter seinem Eas hervor kam, die heiß gewordenen kleinen Kessel streckte und dann auf den Füßchen wieder in die rote Stube hinter sich schloß, wo Karl und Viktoria im beruhigenden Bewußtsein ihrer Tugendhaftigkeit noch immer des Zeichens zum Beginn der Bescherung harrierten.

Er verriet ihnen mit keinem Wort, was er erlebt hatte. Aber als bald nachher das wohlbekannte erklingende Signal auf der Rindertrompete ertönte, trippelte er mit stolz erhobenem Haupte und mit kampfesmutig leuchtenden Augen als der erste über die Schwelle des Wohnzimmers. Da brannte inmitten der langen Tafel der Weihnachtsbaum, und die ganze große Stube war angefüllt mit Menschen, unter denen sich nicht nur die Gutsangehörigen, sondern auch Freunde und Bekannte aus der Nachbarschaft befanden. Mitten in dem Raum aber stand Knecht Ruprecht mit dem Eas auf dem Rücken und mit einer mächtigen Kute in der Hand. Mit tiefer, verstellter Stimme fing er an, eine gereimte Ansprache an die Kinder zu richten. Aber während Karl und Viktoria mit angstvoll pochenden Herzen lauschten, ging der kleine Hansjochen unerschrocken auf ihn zu und rief dem auf ein solches Attentat nicht Vorbereiteten mit einem Ruck den großen, falschen Flachsbaum vom Gesicht. „Du bist ja gar kein Knecht Ruprecht — Du bist ja bloß der Bolontär. Ich habe es gehört, wie Du mit Fräulein Elfrida in der Kammer warst und Kessel gestohlen hast. — Und ich will nicht, daß unsere Elise Deine Frau wird — meinethwegen kann Dein alter eifriger Vater in seinen Schulden ertrinken — und Du dazu. — Unsere Elise soll den Vetter Heinz heiraten. Wenn sie den nicht lieber hätte als Dich, würde sie ihm nicht in der Kesseltammer so viele Kessel gegeben haben. Und ein schlechter Mensch bist Du — und ein Augenbold — und ein Kesseldieb — und — und —“

Weiter kam er nicht, denn der Vater hatte ihn schon beim Kragen und beförderte ihn auf eine sehr beschleunigte Art in die rote Stube zurück, wo sich alsbald auch die Mutter zu ihnen gesellte. Da gab es nun ein sehr langes und eingehendes Verhör, bei welchem Hansjochen ganz wahrheitsgemäß seine Erlebnisse in der Kesseltammer berichtete. Seine Erzählung mochte zwar etwas verworren sein, aber in der Hauptsache verstanden die Eltern sie wohl doch. Denn nachdem er hinausgeschickt worden war, hielten sie noch weitere fünf Minuten lang Zwiesprache miteinander und als sie wieder ins Wohnzimmer kamen, zeigten sie auffallend ernste Mienen.

Der Domänenpächter nahm erst Herrn von Autowski und dann seinen Neffen Heinz beiseite, während seine Gattin ebenso verstohlene Unterredungen mit Fräulein Elfrida und mit ihrer Tochter hatte. Das Ende all' dieser Heimlichkeiten aber war, daß der Bolontär noch vor dem Beginn der Bescherung aus dem Gemach verschwunden war und daß der junge Doktor strahlenden Antlitzes Hand in Hand mit seiner freudbeglähenden Base unter den Weihnachtsbaum trat.

Hansjochen aber war nie in seinem Leben so mit Härtlichkeiten überhäuft worden wie an diesem Weihnachtsabend, der den Knaben an die Autorität der moralischen Bilderbücher für immer in ihm zerstörte.

Kneipp's Heilkräuter, sowie alle Spezialitäten naturgemäßen Heil- und Lebensweise kaufen Sie am sichersten besten und billigsten in dem dazu eigens eingerichteten Spezialgeschäft 1716

Kneipp-Gauß, Nur 59 Rheinstr. 59.

Nützliche Weihnachts-Geschenke in Korbwaren, Bürstenwaren, Holzwaren, Toilette-Reise-Artikeln etc.

empfiehlt

Größte Auswahl
Billigste Preise.

Karl Wittich, Michelsberg 7, Ecke Gemeindebadgäßchen.

Neue
Bedienung



Reiseförbe, Markt- und Waschkörbe,
Eiseln, Blumentische, Korbmöbel,
Korbkörbe, Arbeits- u. Notenständer,
Papierkörbe, Wäschekörbe, Holzkörbe,
Blumenkörbe, Kinderstühle u. m.

Neuanfertigung u. Reparaturen
aller Korbwaren, Korbmöbel, Stuhl-
Korbe etc. in eigener Werkstatt billig.



Billigste Bezugsquelle für Hotels,
Pensionen und Wiederverkäufer.



Alle Holzwaren,
Fackelständer, Schmelzöfen, Leuten,
Servierbretter, Kränzen,
Holzschiffel etc., Küchenstühle,
Bücherständer etc.

Alle Bürstenwaren
Toilette-Körbe, Zahnstocher,
Kämme u. Korbwaren, Fenster-
leder und Schwämme,
Putz- und Schürer-Körbe etc.



Alle Wäschereiarikeln
Bürsten, Waschebretter, Waschkörbe,
Kammern, Reinen, Waschkörbe,
Wäschetrockner, Waschkörbe,
Waschkörbe etc.

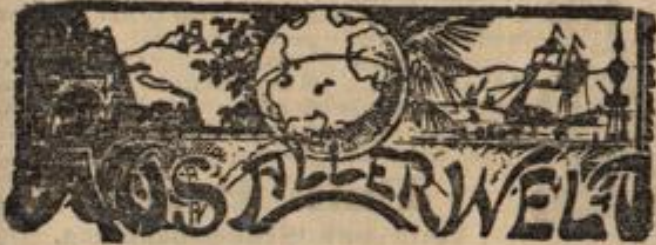


Alle Küchwaren,
Kochgeschorn, Butterfässer, Zuber,
Bretter, Eimer in Tannen und
Eichenholz.
Neuanfertigung und Reparaturen.



Alle Siebwaren,
Aufgüsse, Möbelschrauben,
Haushaltsbürsten und
Besen, Haushaltungsort
u. Holz, f. Brennmaterial.

Für die Reise:
Reiseförbe, alle Körbe, alle
Toilettebürsten, Gutschachteln,
Spiegel, Kämme, Handkörbe,
Schwämme etc.



Ein Studentenkult vor Gericht. Das Schöffengericht in Bonn hatte sich dieser Tage mit einem Studentenkult zu befassen, der trotz seiner Harmlosigkeit auch seine bedenkliche Seite hat. Nach dem „G. A.“ trug sich der Vorfall wie folgt zu: „Mit einem Gartenstuhl auf dem Rücken stolzierte in der Nacht zum 3. Juni der Studiosus Th. G. über die Kaiserstraße in Bonn. Von einem Polizeibeamten über die Herkunft des Stuhles befragt, erklärte der Student, er habe ihn für 4,50 Mk. gekauft, er sei nun sein Eigentum. Dem Beamten kam die Sache verdächtig vor; er erkundigte sich hierüber nach dem Namen des Stuhlträgers. Dieser gab an, Müller zu heißen. Da das Studentenverzeichnis einen Studierenden namens Müller aufwies, der in der von G. angegebenen Straße wohnte, ließ man ihn mit einem dem Stuhle gehen. Kurz darauf erklärten mehrere Kommilitonen des G. dem Beamten, daß Müller gar nichts mit der Sache zu thun habe und nannten auch den richtigen Namen des G. Die Folge war, daß sich der Student wegen Diebstahls vor dem Schöffengericht zu verantworten hatte. Er erklärte, nicht die feste Ahnung zu haben, wie er zu dem Stuhle gekommen sei. Er habe sich selber gewundert, als er ihn am anderen Morgen in seiner Wunde gefunden. Ebenfalls könne er sich entsinnen, daß er mit dem Beamten zur Wache gegangen sei. Am anderen Tage sei er in mehreren Wirtschaften gewesen, um nachzusehen, wohin der Stuhl gehöre, da er aber keine passende Gegenstände gefunden, habe er ihn bei sich stehen lassen und schließlich — als er durch die Polizei den Eigentümer erfahren habe — zurückgeschickt. Der Besitzer des Stuhles glaubt auf Befragen des Vorstehenden selbst nicht, daß G. den Stuhl in selbstständiger Absicht mitgenommen habe. Er ließe sich ja einen Irl gefallen, wenn die Sachen später wieder zurückgebracht würden. Bis jetzt

seien ihm aber schon 16 Gartenstühle und zwei runde Tische abhanden gekommen, die vollständig verschwunden waren. Das Gericht war gleichfalls der Ansicht, daß es sich um einen Scherz gehandelt habe und sprach den Studenten frei.

Ein pfiffiger Waidmann. Es war an einem schönen Novembertage dieses Jahres, so plaudert Paul Venetor in „Bild und Hund“, als in einem Revier in der Nähe von Saarbrücken eine kleinere Treibjagd abgehalten wurde. Die Schützen waren ange stellt, und das Treiben sollte beginnen. Da kam plötzlich mit ge wichtigen Schritten das Auge des Gesehes, ein Gendarm, her an, und mit donnernder Stimme erscholl sein „Meine Herren, die Jagdscheine!“ durch die Luft. Zuerst verdaupte Gesichtser anseher, dann eifriges Wühlen und Stöbern in allen Taschen. Der Gendarm ging die Reihe ab und kam nun auch zu meiner Wenigkeit, der ich meinen Jagdschein vergessen hatte. Ganz ver zweifelt und fluchend suchte ich vergeblich nach, bis mir als ul timo ratio ein rettender Gedanke kam. Schon vorher hatte ich, um „besser nachzusehen“ zu können, dem Gendarmen meinen Dril ling gegeben, und als nun ein Hase schußgerecht an uns vor beblitzte, forderte ich ihn auf, nach ihm zu schießen. Wichtig, er ließ sich verblüffen und löste beide Hände auf den fröhlich weiter flüchtenden Krummen. „Sehen Sie,“ sprach ich höflichstehend zu ihm, „Ihnen geht's gerade wie mir. Ich habe auch keinen Jagd schein.“ Unter dem homerischen Gelächter der Umstehenden ver schwand der also „Geseinte“ geknickt von der Bildfläche.

Im Jähzorn erschossen. Einen tragischen Tod erlitt unter Umständen ungewöhnlicher Art der Pariser Kaufmann Delmas. In seiner Wohnung war sein hochbetagter Vater gestorben. Del mas wachte an der Leichenbahre; in einem Nebenzimmer hielten sich seine Frau und seine Schwester auf, um ihn nach einiger Zeit abzulösen. Da erschien zu später Nachtstunde Delmas' Freund Landot und erkundigte sich bei den Damen, ob er den Hausherrn sprechen könne. Der Besucher wurde in das Sterbezimmer ge leitet. Hier zog er, ohne ein Wort zu sagen, einen Revolver aus der Tasche und feuerte drei Schüsse ab, welche Delmas tot niederstreckten. Den entsetzt herbeieilenden Frauen erklärte er, er hätte seinen Freund aus Eifersucht getötet. Nun war Landot schon seit längerer Zeit von seiner Gattin geschieden; sein Vor gehen erschien daher anfangs unbegreiflich. Es stellte sich indes sen später heraus, daß er trotz der Scheidung geglaubt hatte, seine Frau werde ihm treu bleiben. Vor einiger Zeit erfuhr er

aber das Gegenteil. Er unternahm Nachforschungen, und Nach barn erzählten ihm, sie hätte in seiner Abwesenheit öfter Be suchte von Delmas erhalten, so daß aller Wahrscheinlichkeit dieser ihr Verführer gewesen sei. Die Kunde erreichte Landot auf das äußerste, da Delmas sein Vertrauter war, dem er von seinem ehelichen Ungemach oft Mitteilung gemacht hatte. Ohne sich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen, schloß er den Freund nieder. Bei der nun folgenden Gerichtsverhandlung er wiesen die Zeugen aus, daß Delmas nie ein unerlaubtes Verhältniß zu Frau Landot unterhalten habe. Diese Enthüllung war für den jähzornigen Angeklagten niederschmetternd. Die Richter verfahren übrigens mit außerordentlicher Milde, indem sie ihn nur zu 5 Jahren Gefängnis verurteilten.

Die Uhr des Papstes. Einen hübschen Zug von der Schlichtheit des Papstes Pius 10. erzählt der „Gaulois“: Pius 10. empfing kürzlich Mar. Scalabrini, den Bischof von Vianza, in Audienz. Im Laufe der Unterhaltung zog der Papst seine Uhr hervor, eine alte Remontoiruhr in Silber, die durch den Ge brauch schwarz geworden war. Mar. Scalabrini lächelte und sagte, im Hinblick auf seine langjährigen freundschaftlichen Be ziehungen zum Kardinal Sarto: „Heiliger Vater, erlauben Sie mir, meine Uhr mit der Eurer Heiligkeit zu vertauschen. . . Wir gewinnen beide dabei.“ Dabei holte er eine herrliche, goldene Remontoiruhr aus seiner Soutane und bot sie ehr furchtsvoll dem Papste an. Aber dieser erwiderte sofort: „Nicht von meiner Nadeluhr trennen — niemals. Mir liegt an meiner alten Uhr mehr als an allem anderen. Es ist ein Andenken an meine liebe Mutter, sie hat die Stunde ihres Todes gezeigt; sie hat für mich einen unschätzbaren Werth und für nichts in der Welt würde ich einwilligen, mich von ihr zu trennen.“ Pius 10. hatte, als er diese Worte sagte und die Erinnerungen hervorrief, Thränen im Auge.

Das Große Kneipp-Buch, schönes Weih nachtsgeheim für Jedermann, reich illustriert und fein gebunden. Preis nur 12 Mk. Auch werden die einzelnen Bücher „Meine Wasser kur“, „So sollt Ihr leben“, Testament u. Codizil zum Testament“ zu billigen Preisen abgegeben. 1170

Kneipp-Haus, Nur 59 Rheinstr. 59.

Um unsere enorm grossen Lager bis Weihnachten zu räumen Verkauf zu spottbilligen Preisen.

Damen-Paletots,	neueste Façons	früherer Preis 10 bis 16 Mk.	jetzt 5 und 6.50 Mk.
Damen-Paletots,	neueste Verarbeitung, prima Stoffe	früherer Preis 18 bis 24 Mk.	jetzt 9 und 12 Mk.

Mehrere Tausend Weihnachts-Kleider.

Kleid, 6 m, doppelbreit, solide Qualität, in violetten Farben, Mk. 2.40	Kleid, 6 m, reinwoll. Cheviot 110 cm breit, in schönen Farben, Mk. 5.10	Kleid, 6 m, eleg. Phantasiestoff, reine Wolle, in schwarz und hochsparten Farbtönen . . . Mk. 9.00
Kleid, 6 m, doppelt breit, reine Wolle, Mk. 3.95	Kleid, 6 m reine Wolle, Satint oder Kammgarn, in allen feinen Farben, auch schwarz . Mk. 6.75	Kleid, 6 m, hocheleg. Modestoff, 110 cm breit, in Wellen, Panama, Zibeline, in nur modernsten Farbstoffen Mk. 15.00, 13.50, 10.50

Jacq. Schlafdecken, volle Größen, gross, warm u. weich wie Wolle. per Stück 3.00 und 1.95 Mk.	Normalhemden, grosse Posten unter P.els. Serie I: 1.65, Serie II: 1.25, Serie III: 98 Pfg.	Korsetts, nur gute Dreil-Qualitäten, unter Preis. Mk. 3.50, 2.50, 1.50, 98 Pfg.	Hauschürzen, aus ca. 120 cm breitem, waschechtem Siamosen mit Spitzbord 65 Pfg.	Tuch-Unterröcke mit Volant und hübschem Besatz, 7.50, 6.—, 3.75, 2.50 und 1.50 Mk.
---	--	---	---	--

Frank & Marx.

Kirchgasse 43. Zum Storchnest. 2001 Ecke Schulgasse.

Aus aller Welt.

Die entthronte Mistel. Aus London kommt die merkwürdige Kunde, daß die Mistelzweige, die mit Stechpalmen (mistletoe and holly) den englischen Weihnachtsabend bilden, nicht mehr hochmoderne sind. Am Ende wird auch in England der deutsche Weihnachtsbaum, den Prinz Gemahl Albert zuerst an den Rhein-estrand brachte und den auch Königin Viktoria gern sah, an Boden gewinnen, wie er sich die übrige Welt schon erobert hat. Als die Ansichtskarten und sonstigen freundlichen Sachen und Säckelchen für Christmas 1904 hergestellt wurden, regierte noch die altertümliche Mistel den Geschmack, und so kommt es, daß sie, die außer Mode kommen soll, uns in diesen überraschungs- und geschenktrendigen Tagen tausendfältig begegnet. In Wien freilich, wo die Mistel zu wenig „seignioristisch“ war, muß sie schon seit zwei Jahren mit „Mistelzweigen“ vom südländischen Mäus- dorn (Muscus aculeatus) konfektieren, der in Italien zu pro- fasschen Wesen gehalten wird. Die Mistel soll, wie gesagt, aus der Mode kommen und das Signal wird vom mächtigen Eng- land ausgehen. Bleibt nur noch die Frage, ob damit auch das Wissen als unmoderne außer Kurs gesetzt werden soll.

Der Einbrecher auf der Höhe der Zeit. Aus London wird geschrieben: Auch Einbrecher schreiten mit ihrer Zeit vorwärts. In der „Daily Mail“ plaudert ein bekannter Detektiv über ein- ige in letzter Zeit vorgekommene Einbrüche und über die dabei von den Einbrechern benutzten Werkzeuge und Vorsichtsmaßregeln. Eine in neuerer Zeit sehr gebräuchliche Waffe des englischen Ein- brechers ist Chloroform, welches er mit Vorliebe benutzt, wenn nur eine Person zu überwältigen ist. In solchen Fällen leistet es ihm in der That sehr schätzbare Dienste, da es ein paar Min- uten nur selten schwer fallen wird, mit Hilfe des Chloroforms eine Person in kürzester Zeit wehrlos zu machen. So brachen vor einigen Tagen mehrere Einbrecher in ein Haus in Northum- berland ein und erbeuteten eine beträchtliche Summe Geldes,

nachdem sie die überraschte Haushälterin mit Chloroform be- täubt hatten. Die englischen Einbrecher legen jetzt überhaupt Wert darauf, ihr Geschäft wenn irgend möglich, ohne Anwen- dung von Gewalt zu betreiben, denn im Falle sie gefaßt werden ist der Unterschied in der Strafmessung für sie außerordent- lich groß. Die Anwendung von Chloroform erspart ihnen die Notwendigkeit eines betäubenden Schläges mit dem damit ver- bundenen großen Risiko. Einbrecher, welche auf die wissenschaft- lichen Fortschritte ihrer Zeit achten, sind besonders darauf be- dacht, das ihnen so gefährliche Hinterlassen eines Fingerabdrucks zu vermeiden. Fast jeder Einbrecher vom Fach trägt jetzt Gummihandschuhe bei der Arbeit, jedoch der Eindruck ihrer Hand auf einem staubbedeckten Regal oder Glas keinen verräterischen Fingerabdruck hinterlassen kann. Der englische Einbrecher trägt ferner nur noch in seltenen Fällen einen Revolver. Denn das englische Gesetz bedroht einen bewaffneten Einbrecher erheblich schwerer, und die Richter lassen in solchen Fällen nicht mit Ach und Spassen. Wenn die Anwendung von Gewalt nicht zu umgehen ist, leistet auch ein Brecheisen gute Dienste. Die Brecheisen neueren Stils sind gewöhnlich an einem Ende mit Gummiringen umgeben. Diese dämpfen das Geräusch eines Schläges, wenn ein solcher notwendig ist. Die Hauptwaffe des modernen, auf der Höhe der Zeit stehenden Einbrechers besteht jedoch im planmä- ßigen Vortreiben und einer oft aussergewöhnlichen Organisation. Der Detektiv erzählt dafür folgendes Beispiel. Vor einiger Zeit gelang es ihm, einen Mann festzunehmen, welcher gerade im Begriff stand, in ein Landhaus einzubrechen. Seinen Genossen, welche bei dem Einbruch theilhaftig waren, gelang es zu entkom- men. Bei der körperlichen Durchsuchung fand man bei dem Manne eine Anzahl Pläne des Hauses und seiner Räumlichkeiten. Einige davon zeigten die inneren Einrichtungen desselben, andere die äußeren. Jeder Gegenstand war absolut korrekt ver- zeichnet und ein kleines Kreuz in rother Tinte zeigte das Fen- ster auf der Rückseite des Hauses, welches sich am besten zum Einsteigen eignete.

Eine Stationsvorsteherin. Mrs. Greenwood, die Stations- vorsteherin der Bahnstation Whippingham auf der Insel Wight nimmt unter den arbeitenden Frauen Englands eine eigenartige Stellung ein. Die Frauen sind in den letzten Jahren in manche Berufe eingebracht, von denen man glaubte, sie wären aus- schließlich den Männern vorbehalten. Wahrscheinlich hat man auch nie daran gedacht, daß die Frauen mit den Männern in den höheren Eisenbahnstellen erfolgreich in Wettbewerb treten kö- nten. Mrs. Greenwood ist schon längere Zeit als Stationsvorsteherin in Whippingham thätig. Daneben ist sie aber noch Kassierin, Gepäckträgerin, Bahnwärterin, Willektabnehmerin, Weichenstel- lerin und hält den hübschen Bahnhofsgarten gut in Ordnung.

Der untaugliche Mäßigkeitsverein. Dem „Mäßigkeits-List“ entnimmt die „Petersb. Ztg.“ folgendes aus dem Leben nacher- zähltes Geschichtchen: Der Kommandeur der Kaiserlichen Frei- willigen Feuerwehr hält über seine Getreuen Revue ab. Da bemerkt er in der Front einen Mann, der trotz des Kommandos „Still- gestanden!“ bedenklich hin und her schwankt. Mensch, Du bist ja betrunken, trotzdem Du Mitglied des Mäßigkeitskuratoriums bist! ruft er dem Betrunkenen zu. Das stimmt, war die Ant- wort. Ich habe eifrig meinen Beitrag dem Mäßigkeitskuratorium gezahlt, aber auch das will nicht helfen, ich kann das Trinken nicht lassen. Schon früher habe ich den Versuch gemacht, durch eine Zahlung an das Mäßigkeitskuratorium mein Laster auszurotten, dennoch verführte ich ein unbewegliches Verlan- gen nach Schnaps. Der Waise mag wissen, woran das liegt — ob ich mich nicht an eine falsche Gesellschaft gewandt habe; sie verspricht viel, aber es scheint wenig dahinter zu sein!

Hinweis. Der heutigen Gesamtauflage unseres Blattes liegt ein Prospekt der hiesigen **Buchhandlung Stadt, Bahnhofstr. 6.** bei über das Buch „Im Deutschen Hause“, worauf wir hiermit hinweisen. 2025



Beachten Sie unsere Schaufenster!

Weihnachts-Freude Schuhwaren!

bereitet jeder Einkauf unserer weltberühmten

Zu Präsent-Zwecken besonders beliebt und sehr zu empfehlen sind unsere
warm gefütterten Pantoffel, Hausschuhe und Strassenstiefel.

Sozialität: Filzschnallentiefel für Herren, Damen und Kinder.

Gross ist die Auswahl! — Billig sind die Preise!
Auszug aus unserer Preisliste.



Beachten Sie unsere Schaufenster!

Herren-Zugstiefel,
dauerhafter Strassenstiefel,
Mk. 3.⁹⁰
Herren-Zugstiefel,
in Wichleder,
Mk. 4.⁵⁰
Herren-Schnallenstiefel,
sehr elegant und bequem,
Mk. 9.⁸⁰
Herren-Kalblack-Zugstiefel
Godyear Welt, Salonstiefel,
Mk. 10.⁵⁰
Herren-Schnürstiefel,
kräftiger Arbeitstiefel,
Mk. 4.⁷⁵
Herren-Schnürstiefel,
Box calf, elegante Facon,
Mk. 10.⁵⁰
Herren-Schnürschuhe,
bequemes Tragen,
Mk. 3.⁹⁰

Herren-Arbeitsschuhe,
Rindleder,
Mk. 3.⁸⁰
Damen-Zugstiefel
in Ro-sleder,
Mk. 2.⁹⁰
Damen-Knopfstiefel,
fest und strapazierbar,
Mk. 4.⁷⁵
Damen-Schnürstiefel,
bequem und solide,
Mk. 3.⁹⁰
Damen-Knopf- u. Schnürstiefel,
echt Box calf, sehr elegant,
Mk. 8.⁵⁰
Damen-Knopf- u. Schnürstiefel,
Chevreau, chic Form
Mk. 9.⁵⁰
Damen-Halbschuhe,
sehr preiswert,
Mk. 2.⁶⁰

Damen-Spangenschuhe,
eleganter Salonschuh,
Mk. 2.⁹⁵
Damen-Ballschuhe, weiss Glacé, chic
Mk. 3.⁵⁰
Damen-Tanzschuhe, in Gemaleder,
Mk. 2.⁹⁰
Damen-Filzpantoffel,
Filz- und Ledersohle,
98 Pf.
Damen-Tuchpantoffel,
Plüschfütter und Ledersohle
Mk. 1.³⁰
Knaben- u. Mädchen-Schnürstiefel,
starker Schultstiefel, 25/26 27/28 29/30 31/33 34/35
M. 2.50 2.90 3.30 3.70 4.10
Mädchen-Knopfstiefel 25/26 27/28 31/35
M. 2.50 3.00 3.50

Neuheit!

Gefütterte Knopf- und Schnürstiefel
aus feinem Wildrosleder mit bestem Seelakinfutter.
Ausgezeichneter warmer Winter-Strassenstiefel.
Für Damen: Für Mädchen: Für Kinder:
Mk. 7.75 von Mk. 4.50 an Mk. 4.-

Gummischuhe!

Echte Harburger unter Garantie der Haltbarkeit
Für Kinder: Mädchen: Damen: Herren:
Mk. 1.40 1.75 1.95 3.30
„Echte Petersburger“ ausserst preiswert.

Umtausch bereitwilligst gestattet, jedoch nur in den Vormittagsstunden.

Conrad Tack & Cie.,

Marktstraße 10.

Wiesbaden,

Marktstraße 10.

**DEUTSCHLANDS
bedeutendste
Schuhwaren-Fabriken**
Burg bei Magdeburg.

Berliner Brief.

Von H. Silolus.

Nachdruck verboten.

Weihnachtsferien — im Reichstag. — Bülow-Bebel. — 125%. — Redouten, Hunde- und andere Steuern. — Droschkenlutscherstreik. — Bahnärzte-Berein. — Siemens im Herrenhaus.

UR. Nun trennen uns nur noch wenige Tage von dem mit Sehnsucht erwarteten Weihnachtsfeste, mit Sehnsucht erwartet namentlich von den Kindern, die kaum die Freude zu unterdrücken vermögen, mit der sie dem glänzenden Ereignis entgegensehen. Allenthalben herrscht jetzt schon eine hochgemute Feststimmung. Wer jetzt nicht speziell für die Freude der anderen sorgen muß, wer nicht mitten im Erwerbsleben steht, der hebt sich seine Arbeiten bis — nach Weihnachten auf. Denn so recht will es doch nicht mehr von der Hand gehen. Aus dieser sehr wichtigen Erwägung heraus sind auch die Weihnachtsferien im Reichstag eingeführt worden. Nach der ersten großen Redeschlacht der diesjährigen Session sind die Mitglieder des Reichstages in die Ferien gegangen, um sich von den Strapazen der Staatsdebatten zu erholen. Zwar vom Etat war nicht allzu viel die Rede, denn vornehmlich drehte es sich um persönliche Auseinandersetzungen zwischen Bülow und Bebel, die beiden Pole in dem Wallotban, den noch immer keine Inschrift ziert. Wie lange es wohl noch dauern mag, ehe diese gefunden werden wird — dieses Rätsel zu lösen, wird wohl erst künftigen Geschlechtern vergönnt sein. Wir werden auch ohne Inschrift auskommen können, denn auf die Inschrift an sich wird ja wenig Gewicht gelegt werden, kommt es doch nur darauf an, ob der Sinn einer Inschrift gewahrt wird. Und dafür bietet die allgemeine Erregtheit der Gemüter gegenwärtig nicht allzu sichere Bürgschaft. Stärken sich jetzt die Reichstagsmitglieder vorläufig zu künftigen Schaffen, so sind die Väter der Stadt mit dem Magistrat noch emsig bei der Arbeit. Stadt und Reich sind auch diesmal mit einem Problem ganz außerordentlich beschäftigt: Wie ist es möglich, die Finanzlage zu bessern? Der hohe Magistrat der Stadt Berlin hat zwar nicht mit so enormen Summen zu rechnen wie das Reich, und unser geschickter Kämmerer Maack braucht sich nicht so arges Kopfzerbrechen zu machen wie sein großer Kollege, der Herr Finanzminister, aber immerhin muß doch auch ein Mittel gefunden werden, durch das man das große Loch im Stadtbudget zuzustopfen vermag. Im Hintergrunde der zu diesem Zweck geplanten Reformen steht die Erhöhung der kommunalen Abgaben auf 125%. Der Berliner Bürger sträubt sich zwar gegen die Erhöhung und vielleicht geht dieser Reiz des Leidens auch noch vorüber, aber auf irgend eine Weise wird der Steuerzahler doch an eine Mehrleistung glauben müssen. Die Zugsteuer wird vielleicht kommen und — findige Rechner im Rathaus haben schon herausgefunden, daß eine Mehrbesteuerung der Rotunden — von 10% Abgabe auf 15% ein ganz erhebliches Sammelchen einbringen müßte. Die Freunde des Grafen Douglas, der

bekanntlich der eifrigste Wetterer ist, wenn es gilt, die lebenslustigen und trinkfrohen Berliner auf den Pfad der strengen Tugend zurückzuführen, würden an der Redoutensteuer ihre Freude haben — sie hat so gar nichts mit der Trinkschuld zu tun. Es ist eine reguläre Steuer, die aus Ueberschüssen erreicht wird. Man will auch das Bier besteuern und vergißt, daß nie mehr Schnaps getrunken wurde, als zu den Zeiten, in denen der Verbrauch an Bier zurückgegangen war. Aber selbst die Zugsteuer würde das Defizit noch nicht decken können. Es ist daher noch eine zweite, eine Hundesteuer geplant. Berlin zählt rund 31 000 Hunde in seinen Mauern, die der Stadt 620 000 Mark einbringen. Nun will man die Steuer auf 40 Mark pro Hund erhöhen und hofft dadurch, wenn auch nicht die doppelte Summe, so doch einen bedeutend höheren Ertrag zu erzielen als bisher. Die Hundeliebhaber werden also gut daran tun, bei Zeiten Stellung gegen diese Steuer zu nehmen. Geht sie durch, so werden wohl viele der Vierfüßler ihr Leben lassen müssen, denn manchem Hundebesitzer, mancher Besitzerin werden wohl 40 Mark außer freier Station doch zu viel sein.

Während sich also über den Häuptern der „treuesten Freunde“ der Menschen ein Gewitter zusammenzieht, von dem man noch nicht weiß, welchen Ausgang es nehmen wird, hat sich bereits eine elektrische Spannung, die im Bereich eines menschlichen Berufszweiges bestand, entladen. Ein Droschkenlutscherstreik ist nämlich in Sicht, der darin besteht, daß die Kister vom Bod, sonst ganz leistungsfähige Geschöpfe, nicht mehr lenken wollen, wenn ihre Forderungen nicht höher werden sollten. Die Fahrherren sagen: Wir können nicht; die biederen Kisterlenter meinen: Wir auch nicht; nämlich: nicht mehr mit 150 Mark Ärgern und Tantieme auskommen. Es scheint eben in Berlin noch zu wenig Droschke gefahren zu werden, denn sonst müßten die Tantiemen doch mehr abwerfen. Aber man sieht auch an diesem Beispiel, daß allenthalben die Lebenshaltung mehr Aufwand verlangt. Bei aller Billigkeit, bei dem ganz enormen Fabrikationsbetrieb, durch den Massenartikel auf den Markt geworfen werden, ist doch die Summe größer geworden, die der einzelne zur Deckung seines Bedarfs benötigt. Hand in Hand mit dieser Erkenntnis geht auch das Streben, sich in festen Verbänden zusammenzuschließen, um auf diese Weise die Fundamente der eigenen Existenz zu stärken.

Das jüngste Beispiel dafür ist die Begründung des Zahnärzte-Verbandes. Die dafür plaidieren, meinen zwar, es im Interesse der leidenden Menschheit tun zu müssen, weil es Charlatane gebe, denen das Wohl und Wehe des mit Zahnweh Geplagten weniger am Herzen läge, als der eigene Geldbeutel, indessen ist doch der letzte Grund der Wunsch, durch Abgrenzung des Standes die Position des einzelnen besser zu sichern. Ob mit, ob ohne Zahnschmerzen, jeder weiß schließlich, wo ihm der Schuh drückt — auch die antisemitische Partei, die in dem Stadtverordneten Prezel ihre letzte Stütze im Stadtparlament verloren hat. Er war

keiner von den Rasse-Theoretikern, und nie... bei seinen Ausführungen große Gesichtspunkte zu erkennen. So „mußte er gehen, weil er nicht bleiben durfte“, für ihr war das Jahrhundert noch nicht reif, oder er kam um einige Jahrhunderte zu spät. Das Alte stirbt eben, so will es die Weltgeschichte.

Nicht nur veraltete Ansichten müssen lichterem Anschauungen Platz machen, sondern auch alte Wahrzeichen einer verschwundenen Pracht. So hat auch das ehemalige Herrenhaus in der Leipzigerstraße aufgehört, als solches zu existieren, und bald werden die Streiter in den neuen Prachtbau einziehen dürfen. Unter ihnen auch das neu berufene Mitglied Arnold von Siemens. Dieser schöpferische Geist hat mit dieser Berufung eine weitere auf seiner an Ehren reichen Lebensbahn beschritten und wenn nicht alles täuscht, ist die Karriere dieses Mannes damit noch nicht abgeschlossen. Wer weiß, Ministerportefeuilles sind nicht immer in den festesten Händen.

Einmal gegeben

zweimal gekauft.

Das versteht sofort Jeder, der Mondamin versucht. Es gefällt dann so gut, daß Mondamin nicht nur ein- oder zweimal, sondern ständig gekauft wird. Mit Hilfe des Mondamin bereitet man mit wenig Mühe schmackhafte Biddings, Flammeris, Milch- und Eierpeisen, wie es kaum anders möglich ist. Eine Auslese erprobter neuer Rezepte, auch mit warmen Mondamingerichten, bieten Brown u. Polson, Berlin C 2, kostenlos in ihrem „A“-Büchlein Jedem an, der unter deutlicher Adresse es verlangt.

Mondamin ist überall käuflich in Packeten à 60, 30 u. 15 Pfg.

Prima Gummi-Schuhe.



Hosenträger billigst.

Gummi-Pelerinen- und Regenmäntel,
abwaschbare, wasserdichte
Damen-Schürzen
von 2 Mk. an.
Kinder-Schürzen
von 75 Pfg. an.
Portemonnaies
sehr billig,

empfohlen

Baumeyer & Co.,

Königl. Hoflieferanten, 1149
Ecke der Schützenhof- u. d. Langgasse.

Auf die Preise der in noch grosser Auswahl ausgelegten

Reste

in Wolle, Seide, Waschstoffen etc.

bewillige ich bis Weihnachten

10% Extra-Nachlass.

Langgasse 20. **J. Herß,** Langgasse 20.



Nr. 297.

(2. Beilage)

Sonntag, den 20. Dezember

1903

Der rothe Hof.

Kriminal-Roman von Adalbert Reinold.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Der Wendelbauer betrachtete einen Augenblick den alten Mann, in seinem Blick schien sich der Zweifel auszuspochen, ob er es hier selbst mit einem Wahnsinnigen zu thun habe. Konnte der alte Lehrer über den Verlust seiner Tochter nicht den Verstand verloren haben?

Stamm schien zu ahnen, was der Bauer vielleicht dachte. „Wollt Ihr meinen Worten keinen Glauben beimessen, Wendel? O, ich bin ein tief unglücklicher Mann!“ jammerte er.

Wendel versicherte ihm, daß er keinen Zweifel hege, daß er vielmehr den innigsten Antheil an seinem Schicksal nehme, und nun erzählte der Lehrer, er habe gestern Abend, nachdem er das ganze Städtchen N. durchgefragt gehabt, sich verzweifelt auf den Rückweg begeben; es war schon dunkel gewesen, als er die Stadt verlassen.

Ungefähr eine halbe Meile diesseits N. führt ein Landweg seitab über die Felder; er erstreckt sich nach einigen abseitigen Gütern hin, welche zerstreut und fast meilenweit auseinander liegen. Fast unmittelbar im Fahrweg sei ihm ein dunkler Gegenstand aufgefallen und habe er anfänglich geglaubt, ein Hund oder ein Thier habe sich dahin gelegt. Da plötzlich sei es ihm gewesen, als ob der Ton einer menschlichen Stimme an sein Ohr schlug, und eilend sei er in den Fahrweg getreten. Eine Frauensperson habe er dann am Erdboden gefunden, ein lauter Aufschrei sei ihm entgegen geegelt, als er ganz nahe war und sich zu der Hingefunkenen niederbeugte, trotz der Dunkelheit habe er an dem Ton der Stimme sein eigenes unglückliches Kind erkannt.

Die Arme hatte sich aufraffen und fliehen wollen, die Kräfte hatten sie verlassen.

„Laß ab von mir!“ winselte sie, „was soll ich denn nun noch? Fort zu meinem Vater!“

Er hatte sein Kind mit den zärtlichsten Worten ins Leben zurückgerufen. Sie hatte ihn erkannt. Mit großer Mühe war es ihm gelungen, sie aufzurichten, und so schleppte der alte Mann, im Zweifel, was mit ihr geschehen und voll Todesangst sein einziges Kind nach N., wo er, ohne besonderes Aufsehen zu erregen in das Haus eines bekannten Fuhrmanns trat und diesen veranlaßte, gleich anzuspannen und ihn nach seinem Dorfe zu fahren.

Es war spät am Abend und der Fuhrmann blinnte hoch auf; er mochte schon von dem Verschwinden der Schulleistertochter gehört haben.

Nachdem man dem erschöpften und sich zitternd an den Vater schmiegenden Mädchen die thünlichen Erquickungen gegeben, drängte Stamm zur Abfahrt, obgleich der Fuhrmann dringend rieth, in N. zu bleiben und zu einem Arzt zu schicken, da das Mädchen recht krank zu sein schien.

So hatte Stamm mit seiner Tochter in jener Kalesche, die spät abends bei dem Försterhause vorüberfuhr, den Weg nach seiner Wohnung zurückgelegt.

Zitternden Auges weilte der Mann an dem Bette der Tochter; zuerst schien eine wohthunende Ruhe sich ihrer zu bemächtigen, dann aber war sie aus dem Schlummer emporzuckend und aus

den wirren Neben hatte der unglückliche Vater vernommen, was seiner Tochter begegnet.

Am dem vorgestrigen Abend war sie arglos über die Landstraße gegangen, sie mußte aber, durch irgend einen Umstand oder Zufall veranlaßt, eine Strecke weit den Weg zum Wendelhof verfolgt haben; dieser Weg ist von hohen Dornhecken eingengt und einnigmal durch Feldwege durchschnitten. Hier nun waren zwei Männer hervorgestürzt, hatten dem schwachen, betäubtem Mädchen ein Tuch über den Kopf geworfen, es dann davon und in einen Wagen getragen, der schnell über die Felder dahin gejagt war.

Von einem Herrenhause phantasirte sie dann weiter, die Unglückliche, von einem jungen Manne, von Wist. — Sie sah sich dann wieder in einem eleganten Zimmer festgehalten, die Thüren geschlossen, nur der furchtbare Mann erschien, der sie vergiftet, sie floh unter den Tisch, hinter die Gardine; erst als er fort war wagte sie sich hervor. Da hatte sie ein Fenster zerbrochen, eine schwere Luke erbrochen und hinab gesprungen war sie mit rasender Hast; wie ein verfolgtes Wild floh sie einem Waldwege zu sie wagte sich nicht umzublicken, kein Mensch begegnete ihr. Sie war frei. Der Wald nahm sie auf, aber sie eilte fort, immer weiter, in Todesangst, stundenlang, meilenweit, bis der Abend hereinbrach, bis es finster wurde und sie endlich, von allen Kräften verlassen, zusammenbrach an jener Stelle, wo der eigene Vater sein unglückliches Kind fand.

Fast athemlos hatte der Wendelbauer des alten Stamm furchtbare Enthüllung angehört.

„Und wer glaubt Ihr, armer Mann, ist der vernaledeite Schurke, der die Ilse geraubt?“ brach jetzt Wendel hervor, und die unterdrückte Stimme des rechtschaffenen Mannes bebte vor Zorn.

„Wendelbauer“, flüsterte leise und plötzlich mit seltsamer Ruhe der Schullehrer, „ich weiß, wer der Verführer meines Kindes ist, aber Rache kann ich nicht nehmen an ihm, auch seinen Namen darf ich Euch nicht nennen, — ich kam, um Euch und keinem anderen das Unglück mitzutheilen, — und dann — stirbe meine Ilse“, — und der alte Mann brach in krampfhaftes Schluchzen aus — „so wäre es das Beste, aber sie ist jung und stark, und sie wird vielleicht die Krankheit besiegen, aber mein Tod wird es sein und ganz verlassen und allein steht dann die Unglückliche in der Welt da!“

Wendel schüttelte den Kopf, er dachte einen Augenblick nach dann lagte er:

„Ich will nicht in Eure Geheimnisse dringen, aber ich verspreche Euch, für die Ilse mein möglichstes zu thun, sollte Euch etwas Menschliches passieren, — vielleicht wird ja alles noch besser, als Ihr es denkt.“

Der Wendelbauer begab sich mit Stamm nach dessen Wohnung, er fand eine Fieberkranke, an deren Bett eine Nachtlarin wachte.

Wirre, tolle Neben, deren Sinn nur der Vater entziffern konnte, sprach die Phantasirende; — Wendel sorgte rasch für einen Arzt, dieser nannte die Krankheit ein hohes Nervenfieber.

Der Schullehrer-Ise merkwürdiges Wiedererscheinen war wochenlang das Gerede im Dorfe. Niemand aber kannte die eigentlichen Vorfälle, so wie sie Stamm dem Wendelbauer mitgeteilt hatte. Zuletzt meinten die guten Leute, das Mädchen habe schon das Fieber gehabt, als es davon kief, sonst wäre sie ja nicht so schwer krank zurückgekommen, man hat das oft bei solchen Krankheiten, wo der Mensch seines Geistes nicht mehr mächtig ist.

Der alte Schullehrer hatte wahr prophezeit, die Jugendkraft seiner Tochter überstand die Krankheit, sie erwachte zum Leben, aber zu einem traurigen, elenden Leben, sie wurde wahnsinnig. Der Vater sollte indes das ganze Elend seiner Tochter nicht mit ansehen, — das ihn betroffene Unglück hatte ihn gebrochen; als die Ise wieder anfing, körperlich zu genesen, trug man den alten Stamm hinaus nach dem Friedhof. Bis zu diesem neuen Schlag, der das arme Mädchen traf, hatte man noch keine Spuren von Wahnsinn an ihr beobachtet, nur eigenthümlich still und wortfarg war sie gewesen, und wenn sie sich unbeachtet glabte, rannen unaufhaltbar Thränen über ihre Wangen; ein anderes Mal sah sie ganz lautlos da und lächelte.

Wie geistesabwesend war sie an das Todtenbett ihres Vaters getreten, sie zeigte keinen Schmerz; als man aber den Sarg aus dem Hause trug, hatte sie plötzlich furchtbar gellend aufgelaht und war in Krämpfe gesunken — als sie dann wieder erwachte war die Leiche längst fort.

Der Zustand der Unglücklichen war ein eigenthümlicher. Tage-, ja wochenlang ging sie still vor sich hin und verrichtete mechanisch alle Arbeiten, die man ihr auftrug, oder die für ihre Häuslichkeit oder ihren Lebensbedarf nöthig waren, dann mit einemmal war sie verschwunden. Nach einem oder zwei Tagen erschien sie wieder, ihr Haar war zerfaul, ihre Gesichtsfarbe fahl, ihr großes Auge trat aus den Höhlen und starrte entsetzlich denjenigen an, der sie zur Rede stellte. Man hatte bald entdeckt, wo die Arme gewesen war, wenn sie in solchem erbarmungswürdigen Zustande ins Dorf zurückkehrte — sie war zum Grabe ihres verstorbenen Vaters gelaht. — Bald hatte man die Irrsinnige auch auf dem Kirchhof betrosfen, aber der Versuch, sich ihrer zu bemächtigen, war fehlgeschlagen, denn ihr stiller Wahnsinn ging in furchtbare Tollwuth über, sie riß sich los und floh schneller, als ihre Verfolger nachzukommen vermochten, in ihr Dorf zurück.

Da die Ise sonst harmlos und still ihres Weges ging, dachte man nicht daran, sie in ein Irrenhaus zu bringen, auch war dies mit großen Unkosten verknüpft.

Die Wahnsinnige hatte das Anerbieten des Wendelbauern, auf seinen Hof zu ziehen, nicht angenommen, sie hatte vielmehr gebeten, man möge ihr die kleine Kammer in der Schulmeisterlate lassen, in welcher ihr Vater gestorben sei, und die Gemeinde hatte nichts dagegen, zumal sie befürchteten, der Ise Zustand würde noch schlimmer, wenn man sie gewaltsam aus dem Hause vertriebe.

Aber den Dörflern stand noch eine unangenehme Ueberraschung mit der wahnsinnig gewordenen Schullehrerstochter bevor, — die Ise war guter Hoffnung. — Die neugierigen Leute thaten alles mögliche, um in Erfahrung zu bringen, welche Bewandniß es mit dem Mädchen habe, aber die Unglückliche selbst schien keinen Begriff von ihrem Zustande zu haben und hatte gar keine oder nur verworrene Antworten auf alle Fragen. Der Wendelbauer hielt soviel als möglich, alle unbesonnenen und zudringlichen Frager von der Ise ab, er allein wußte ja aus den Mittheilungen des verstorbenen Stamm, was mit dem armen Mädchen geschehen war.

So heilig er auch das ihm anvertraute Geheimniß hielt, und durchaus nicht weiter in dasselbe zu bringen versuchte, als bis zu der Grenze, wo der selige Stamm seine Enthüllungen abschchnitt, so änderte der Zustand der bedauernswürthen Tochter des Verstorbenen doch die ganze Sache. Die Unglückliche sollte einem Kinde das Leben geben, sie gebar vielleicht ein elendes, besammernswürthes Geschöpf. — Wenn dies der leichtsinnige Verführer des Mädchens erfährt, sollte da sein Herz nicht schlagen, nicht wenigstens ein Funken Mitleid über das furchtbare Elend, das er angerichtet, in seinem Busen aufleben, sollte der Gedanke nicht sein Gewissen erschüttern?

Und deshalb hielt Wendel es für seine heilige Pflicht, möglicherweise in Erfahrung zu bringen, wer der Schurke gewesen, der das ahnungslose Mädchen entführte und das Lebensglück desselben für immer vernichtete. Auf das vorsichtigste suchte er von Ise Näheres herauszubringen; er hoffte auf Erfolg, denn die Wahnsinnige hatte gerade zu dem Wendelbauern das größte Vertrauen, und in ihrer menschenscheuen, wirren Weise sagte sie ihm alles, was sie sonst gegen keinen geäußert hätte. Aber in diesem Punkte war jede Frage, jedes Forschen vergebens, sie schien von ihrem Zustande gar keine Ahnung zu haben und über jene Bege-

benheit, welche die Veranlassung zu dem jähen Tode ihres alten Vaters, zu ihrem eigenen Elend gewesen, schien es wie ein Schleier vor ihrem Gedächtniß zu hängen.

Durch sein Ehrenwort, das Wendel dem verstorbenen Stamm gegeben, war er gebunden, keinem Menschen Mittheilung von dem zu machen, was ihm anvertraut war; er sann nach, ob er nicht doch vielleicht den ihm befreundeten Arzt ins Geheimniß ziehen sollte, aber wiederum dachte er, der Schullehrer müßte die wichtigsten Gründe gehabt haben, den Namen des Verführers, welcher letzteren er ahnte, aber nicht bestimmt als solchen kannte, zu verschweigen, und so behielt der Wendelbauer das, was er von der sonderbaren Geschichte wußte, für sich.

Die Ise gebar einen Knaben, sie rang mit dem Tode, doch als sie aus Ohnmacht und Schmerz erwachte, herzte und küßte sie ihr Kind mit rührender Liebe.

Die Wendelbauerin, welche der Wöchnerin zur Seite gestanden, theilte ihrem Manne erfreut mit, daß die Ise durch die Geburt zu Verstande gekommen zu sein schien.

Aber was die gute Frau erhoffte, hatte sich nicht bewahrheitet, die Ise war wahnsinnig geblieben. Zwar herzte und liebte sie ihr Kind, aber ihr Geist blieb unnnachtet und ihr Gemüthszustand derselbe, nur noch menschenscheuer und stiller war sie geworden.

Je älter das Kind wurde, je seltsamer wurde die Behandlung, welche seine wahnsinnige Mutter ihm angedeihen ließ. Bald drückte sie den kleinen hübschen Knaben an sich und wurde nicht müde, ihn zu betrachten, dann wieder stieß sie das Kind von sich, und tagelang war sie nicht zu bewegen, sich irgendwie um den Knaben zu kümmern.

Der Kleine schien in den ersten Jahren seines Lebens kein Zeichen von sich zu geben, das befürchten ließ, er habe etwas von dem unheilbaren, stillen Wahnsinn seiner Mutter geerbt, aber je größer der Knabe wurde, je mehr brach eine schene und menschenfreundliche Gemüthsart hindurch, dieses Kind war nicht wie die anderen. Jakob verstand weder zu spielen, noch später in der Schule etwas zu begreifen, am liebsten war er allein auf dem Felde, oder im fernen Walde; er durchstreifte die entlegensten Gegenden, er erbettelte sich dann in der ärmsten Noortate ein Stückchen Brod, einen Trunk Wasser, und wenn man ihn aufzuhalten versuchte, so entfloß er, wie ein aufgeschrecktes Reh. Der tollsten Ise „Bettel-Jakob“ wurde der Knabe überall genannt und als solchen haben wir ihn bereits beim Begräbniß des alten Wendelbauern Franz antauchen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Experiment.

Moralische Geschichte von Heinrich Bandlow.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Fritz Poggensstuhl warf sich sofort in seinen sonntäglichen Rod, der noch neu war, soweit die Knöpfe in Betracht kamen, die seine Frau in diesem Jahre zum fünftenmal erneuert hatte. Er begab sich eifertig in das Hotel, und konnte den Gedanken nicht los werden, daß der Auftrag, um den es sich jetzt handelte, ihm bare zwei bis drei Mark in die Tasche schieben würde, und er schlug vergnüglich mit der Hand auf die Tasche, die einen Eußer zurückgab. So stand er denn bald vor den beiden Herren und sagte:

„Sie hatten die Güte, mir zu infantieren; id stehe mit meinem ganzen Vermögen zu Diensten! Wat soll's denn sin?“

„Bitte — äh — nehmen Sie Platz! — Kellner, ein Glas Bier!“

„Nehmen Sie 't nich for übel, meine Herren, um diese Tageszeit trink id keen Bier; id bin 't vor Abendbrot nich gewöhnt!“

Der Oberamtmann bestellte ihm sofort, weil die Verhandlung längere Zeit in Anspruch nehmen mußte, einige Butterbrote, und Fritz rief dem Kellner nach, er möge sie nicht so herrschaftlich schneiden lassen, „mir is et am liebsten, wenn det Brod nich zu dünne is, un am Belag braucht ooch nich jespant zu wern!“

„Poggensstuhl,“ begann Doktor Zemke das Gespräch, „id weiß, daß Sie sich gern einen Groschen verdienen —“

„Det stimmt!“ warf Fritz dazwischen.

„Herr Oberamtmann Schelling und id sind uns darum einig geworden, uns in unserer Angelegenheit an Sie zu wenden. Wir wissen vorher, daß Sie die Sache gut ausführen werden und hoffen, daß Sie unseren Vorschlag nicht übel nehmen werden!“

„Ah, wo wer id! Kramen Se man den Vorschlag aus, wir wer'n wohl handeleins wer'n!“

„Wir brauchen nämlich einen Mann, der einen ganzen Tag von früh bis spät in einer benachbarten Stadt bettelt.“

Sie haben Sie dazu ansetzen, und nun will ich Ihnen auch die Gründe dazu auseinandersetzen!"

"Ne — das lassen Sie man, Herr Doktor! — Ja Betteln? — Ne, ist nicht! Das kommt mir gerade so vor, als wenn Sie von unsern Herrn Bürgermeister verlangen wollten, er solle sich für Geld uff'n Kamel setzen lassen!"

Fritz Boggenstuhl machte sich mit großer Gemütsruhe, und indem er den beiden Herren freundlich zunickte, über die Butterfladen her, indem er, da er den Brod von Messer und Gabel nicht einnahm, sie zur Hand nahm und wader davon abbiß. Diese Gesprächspause benutzte rasch der Oberamtmann, indem er anfang, zur Sache zu reden.

"Verzeihen Sie, Herr Doktor, wenn ich dem Manne die — äh — Uebzeugung beizubringen suche, daß es sich um die Befriedigung unseres — äh, äh — Wissensdurstes handelt —"

"Der ist ebenso gut berechtigt wie jeder andere Durst," sagte Fritz dazwischen.

"Bitte, unterbrechen Sie mich — äh — nicht, damit die Entwicklung meines Gedankenganges nicht — meinetwegen gestört wird. Herr Doktor Lembke nämlich und ich, wir beide streiten uns —"

"Der ist recht," bemerkte der Tischler wieder, "ich streite mir auch ganz gern, denn so lange wie einer streitet, kann keiner wissen, wer Recht hat!"

Der Oberamtmann lehnte sich mißmutig zurück in seinen Stuhl und warf dem lächelnden Arzte einen hilfesuchenden Blick zu.

"Boggenstuhl," nahm nun der Arzt das Wort, "ich sehe, wir fangen die Sache verkehrt an. Also wollen Sie zehn Mark verdienen?"

"Na, gewiß, erst recht! Aber von wegen die Bettelerei, damit bleiben Sie mir vom Leib! Hi Denkel! Wenn ich auch äußerlich man schäbig bin, denn hab ich doch auch mein bißchen Ehre! Genem ollen Stück jutes Holz sieht auch kein Mensch an, wat drin steckt, un't frigt erst Wert, wenn's ußpoliert wird! Uebrigens, wo der Herr Wirt wohl bloß die jute Butter her hat, die schmeckt ja großartig, da wer 'd mir mal erkundigen, dat id die Quelle ooch meine Dilsch sage!"

Der Arzt ließ ihn ruhig ausreden und begann von neuem: "Hier sind bare zehn Mark!"

Er zählte das Geld auf den Tisch, und dem Tischler glänzten die Augen.

"Und nun hören Sie zu. Herr Oberamtmann Schelling wird es nicht darauf ankommen, unter seinem alten Zeug etwas für Sie und ihre Kinder herauszufuchen, und so viel ich ihn kenne, hat Ihre Weigerung, zu betteln, auf ihn einen guten Eindruck gemacht!"

"Sehr — äh — gut!" sagte Herr Schelling beifällig.

"Er wird sicherlich Sie im Auge behalten und dadurch kann sich ihre Lage doch recht günstig gestalten. Nehmen Sie Vernunft an, Mann, Sie sind zwar so eine Art Versuchskaninchen für uns; aber der Versuch kann zu Ihrem Glücke ausschlagen. Ich will gar nichts davon sagen, daß es Ihr Bewußtsein erhöhen kann, durch einen Tag Fechten einer Wahrheit auf den Grund zu kommen; aber Sie müssen dies Fechten als eine Arbeit ansehen, die Sie uns leisten, und für die Sie Bezahlung erhalten. Ich glaube, daß es Ihnen nicht an der nötigen Begabung fehlt, so viel als möglich zusammen zu fechten, und weil ich dies glaube, habe ich Sie empfohlen, und nun wollen Sie mir einen Strich durch die Rechnung machen!"

Boggenstuhl grunzte, strich sich den Schnurrbart in der Weise, wie dies Leute tun, die nicht mit sich ins Klare kommen können, und sagte:

"Na, det muß id sagen, id bin über Ihren Vorschlag noch immer völlig faktisch!"

"Wiezo — äh — faktisch?" fragte der Oberamtmann mit etwas Hoffnung.

"Faktisch? Det heeßt, müssen Sie wissen, so viel als — gewissermaßen oder einigermaßen!"

"Das verstehe ich noch weniger! Ich kann darin keinen — äh, äh — Zusammenhang zu dem in Frage stehenden Gegenstand finden!"

"Na, id ooch nicht! Sie sind so 'ne vornehme Herren und wissen det nich mal, un denn verlangen Sie von mir, dat 'd mir noch jenuer ausdrücken soll!"

"Ich vermute, daß Sie sagen wollen, Meister, daß Sie jetzt in unsern Vorschlag einwilligen!"

"Na ja, id sag't ja! Det hab id ja man ebent gesagt!"

"Herr Doktor, Sie — äh — übertreffen sich selbst in Ihrer — äh — glänzenden Beredsamkeit — gestatten Sie, daß ich

von dieser Redensart Gebrauch mache, obwohl ich weiß, daß Sie einen — meinetwegen Widerspruch in sich schließt, denn mein — äh — Better Max sagt, daß ein Mensch nicht bloß sich selbst —"

"Wat sagen Sie, Herr Oberamtmann," warf Fritz wieder dazwischen, "nich bloß mich ihm selbst? — Det hört sich jut an!"

Jetzt gab es der würdige Oberamtmann auf, in die weiteren Verhandlungen noch einzugreifen; er sah mit der Scheu, die die Unversitorenheit immer auferlegt, auf den Tischlermeister, dem der Arzt nun klar machte, daß er den Ertrag des einen zum Betteln angelegten Tages vorzeigen und vorzählen sollte, dann aber behalten dürfe. Außerdem solle er zehn Mark bar bekommen und sich später der Wohlgenogenheit beider Herren versichert halten, und so nahm Fritz Boggenstuhl mit der Versicherung seiner vorzüglichen Hochachtung Abschied von den Herren.

An einem schönen Abend, der einen noch schöneren Morgen versprach, wanderte Fritz mit einem Bündel unter dem Arm aus der Stadt hinaus, nachdem er wohlgenut von seiner Frau Abschied genommen und dem Arzt gesagt hatte, daß die Herren sich morgen abend wieder im Hotel zur Entgegennahme seines Berichtes einfinden möchten.

Er übernachtete in einem Heuschuppen in der Nähe der Nachbarstadt, und am nächsten Morgen trat aus dem Schuppen ein Bettler mit dem jammervollsten Hungerleidergesicht, mit einem Barte, der Lehnlichkeit mit einem Fußpad hatte, und einem Zylinderhut aus der Zeiten, als der alte Fritz noch jung war. Sein Rock war ein abgelebter Pastoren-Ueberzieher mit so großen Taschen, daß darin das ganze Kirchspiel versteckt werden konnte.

Er gelangte bald in die Stadt und sammelte an diesem Tage reiche Erfahrungen in der Kunst des Bettelns und bereicherte seine Menschkenntnis durch die seltsamsten Eindrücke.

Zuerst hatte der Tischler sich vor dem Bettel gefürchtet wie vor dem schweren, dunklen Schatten eines unbekannten, unheimlichen Etwas, das bißchen Stolz, das an seinem Meisternamen klebte, ließ sich nicht so leicht wegwischen. Ueberall, wo er auf seinem Bettelgange ein mitleidiges Auge sah, ein freundliches Wort hörte, eine helfende Hand fand, empfand er das Peinliche und Demütigende seiner Lage und er schob die Pfennige mit dem Gefühl der Beschämung in die Tasche, das an der Annahme unbedienter Gelder immer haftet. Aber er hörte auch oft kurze, ablehnende Worte, die eine Art Trost in ihm erweckten und seine Stimmung wieder ins Gleichgewicht brachten. Er hielt es allmählich für das Nichtigste, der Sache ihre heitere Seite abzugewinnen und jede Empfindlichkeit, die in ihm aufsteigen wollte, mit dem Troste von sich abzuschieben: Es dauert ja nur einen Tag! So blieb er bei erträglich guter Laune, die noch dadurch erhalten wurde, daß er zur Mittagszeit einige gute Stellen antraf, wo für ihn reichliches Essen abfiel. Er fand heraus, daß Höflichkeit eine Münze sei, die Jeder leicht prägen und als edel verausgaben darf, und die oft genug gegen die Landesmünze umgesetzt wird, daß die Tugenden der Barmherzigkeit und des Mitleids mehr unter den Menschen wohnen, als er je geglaubt hatte. Am Abend machte er noch Strümpfe zu Geld; er bekam zwanzig Pfennig für das Paar — sie waren noch das fünffache wert. Das Brod aus seinen Taschen verkaufte er pfundweise an den Herbergsvater und dafür ließ er sich ein Abendbrod geben. Dann wanderte er nach Hause und bei Einbruch der Nacht trat er in das Hotel seiner Stadt. Er hatte zuerst noch einen Kampf mit dem erhabenen Kellner zu bestehen, der ihn ebenso wenig erkannte wie Schelling und Doktor Lembke. Als er endlich vorgelassen war, berichtete er kurz und bündig, daß er fünf Mark 37 Pfennig erbettelt habe, und er zählte das Geld in viel Kupfer und wenig Nidel vor; er nahm sein Honorar von zehn Mark in Empfang und wurde angewiesen, am nächsten Tage nach Schellings Gut zu wandern und für seine Familie abgelegtes Zeug in Empfang zu nehmen.

Der Oberamtmann war von seiner Ansicht bekehrt worden, und Doktor Lembke hatte mit seiner Meinung, daß der Bettel seinen Mann ganz gut ernähre, recht behalten.

Was soll ich nun noch viel hinterher erzählen! Der gütige Oberamtmann Schelling schickte bald darauf in die Stadt zu Boggenstuhl, da er eine kleine, leichte Arbeit für ihn hatte. Fritz kam aber nicht, da er gerade zufällig bereits anderweitig beschäftigt war. Nach weiteren sechs Wochen entsann sich der Oberamtmann wieder des Tischlers bei irgend einer Gelegenheit und schickte wieder zu ihm. Boggenstuhls Frau ließ dem

Oberamtmann sagen, es tue ihr unendlich leid, daß ihr Mann sich dem Wohlstand ihrer Familie nicht erkenntlich erweisen könne, er sei auch heute auswärts auf Arbeit.

Wie's so im Leben geht, vergaß nach diesen wiederholten Mißerfolgen der Oberamtmann den Tischler. Und nun ist die Geschichte zu Ende, bloß eine Kleinigkeit will ich noch hinzufügen.

Eines guten Tages hatte der Oberamtmann soeben sein Mittagssnackerchen beendet, als das Dienstmädchen einen Unglücklichen meldete, der lahm und erblindet sei. Herr Schelling ließ den Mann in die Stube treten, und da stand denn ein elender, gebrochener Mann und hielt eine klägliche Ansprache an den Oberamtmann:

„Ein armer Lahmer,“ sagte er, „der sich jämlich uff jute Menschen verläßt, bittet um jeringe Unterstützung für 'ne Familie mit sechs arme Kinder, und blind bin ich doch!“

Der Oberamtmann hatte gespannt auf den Klang der Worte gehorcht, konnte ihn aber mit dem vor ihm stehenden Armen nicht vereinigen und strengte sein Gedächtnis vergeblich an, einen Zusammenhang zu finden.

„Ihre Stimme kommt mir — äh — nicht unbekannt vor —“

„Na, denn seh ich doch, det ich meine Sache nich ohne mache, um det ich jut spielen kann, wenn ich die Fiedel in die Hand nehme!“

„Sie sind Boggenstuhl!“ sagte der Oberamtmann, „aber ich liebe derartige — äh — Scherze nicht; tun Sie das nicht wieder! Wenn Sie ein Anliegen haben, so ist es würdiger oder — meinetwegen angemessener —“

„Na, lassen Sie 't jut sin! Ich habe keen Anliegen als um een bisken Mitag und scherzen duh ich jar nich! Wie wer' ich denn!“

„Aber Sie sind doch nicht im Ernst Bettler?“

„Im Ernst und im Spaß und immer, wenn't Geld alle is; aber det wird nu nich so leicht alle!“

„Wie sind Sie — äh — aber — äh, äh — so tief — äh — gesunken? Es tut mir — äh, äh — sehr leid!“

„Wieso tief gesunken? Ihre Uhr geht stark nach, muß ich Ihnen man sagen! Ich habe mir russjearbeit't, det is der richtige Ausdruck dafür, um det verdanke ich Ihnen! Sie haben mir den richtigen Weg gezeigt.“

„Sie sagten von — äh — sechs Kindern, wie ist es denn möglich, daß sich ihre Familie so rasch vermehrt hat? Sie hatten doch nur zwei Kinder!“

„Natürlich hab ich heut ooch noch nich mehr! Zwei jenen mir vollständig; aber sechs hört sich besser an!“

„Ich hatte wiederholt zu Ihnen geschickt, um Ihnen Arbeit zu geben,“ sagte der Oberamtmann, der sich wie zerschlagen fühlte von den Worten und der Erscheinung des Tischlers. „Ich — äh — wir wollen überlegen, wie Ihnen zu — äh, äh — helfen ist!“

„Lassen Se 't jut sin, Herr Oberamtmann, ich hab mir in meine neue Karriere ganz jut rinjesunden. Schicken Se Ihr Mitleid zu die Leute, die keins für den kleinen Handwerksmann haben, und die bloß noch wat für ihn haben, wenn er zum Bettler geworden ist. 'ne Art Bettler war ich schon immer; ich hab man juht von't Atemholen gelebt. Ich hab jehungert, dat mir die Schwarte knackte, bloß um Frau und Kinder wat in den Mund stoppen zu können; nu hab ich so viel Brot im Hause, dat wir 't jar nich alle uffessen können. Ich esse heute keen ameritanisch Schmalz mehr, det kann ich Sie versichern, und ich hab wat, wat mancher Pastor oder Bürgermeister nicht hat! Wissen Sie, wat det is, Herr Oberamtmann? — Geld uff Zinsen! Ja, et is wahr! De Bettel ist bloß von außen een bisken schenierlich aus; aber 't is nich gefährlich. Ich weech noch, dat ich mir früher selig pries, wenn 't eenen Dodelkastenmenschen sah; aber 't is all nich schlimm. Det sind nur die Schatten von die Dinge, um vor den Schatten muß man keene Bange haben!“

Daß der Oberamtmann versuchte, den Mann wieder in geordnete Verhältnisse zurückzuführen, und daß er deswegen mit ihm und Doktor Lembke vieles besprach und beriet, erwähne ich nur; aber es gehört nicht mehr zur Geschichte, denn es hat nichts genutzt. Fritz Boggenstuhl hatte für alle ihre Vorschläge immer nur die eine Antwort:

„Ich bin een freier Mann und verdiene weit mehr, als Sie mir für meine Arbeit jeben können.“

Und mit diesem Mißklang schließe ich meine moralische Geschichte.

Räthsel und Aufgaben.

Silbenergänzung.

an, är, de, faß, fen, ha, ju, la, mar, mar, mis, niß, port, spiel, sa, sohn.

Aus vorstehenden 16 Silben bilde man 8 dreisilbige Wörter, indem man neue passende Mittelsilben hinzufügt. Die ergänzten Mittelsilben nennen, nachdem man die Wörter richtig geordnet hat, eine Oper von Kreutzer.

Zusammensetzungsaufgabe.

Aus der letzten Silbe des ersten Wortes A und der ersten Silbe des zweiten Wortes B soll ein drittes Wort C gebildet werden, z. B. A Insel, B Badeort = C Dichter: A Grille, B Nauheim = C Senau. Man bilde in dieser Weise aus:

A	B	C
Weiblicher Vorname	Fluß in Asien	Militärischer Rang
Gottin	Hafenstadt in Südafrika	Musikalische Bezeichnung
Stadt in Hannover	Stadt in der Mark	Theil eines Körpers
Wasservogel	Himmelsrichtung	Singstimme
Weiblicher Vorname	Französische Festung	Biblischer Name

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben unter C eine Insel im Mittelmeer.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Gegensatzräthsel.

Ballastwache
Edelweiß
Tagkreis
Ehrenfeld
Rechtskraft
Standpunkt
Bodensee
Untergang
Rothwein
Ganghofer

Petersburg.

Rebus.

Wer an einer Sache verzweifelt, hat sie halb verloren.

Rhein.-Westf. Handels- u. Schreiblehr-Anstalt

Rheinstraße
103 I.



Gütestes und
renom.
Institut am
Platz.

Gründl. Unterricht in: ein-, doppel-, amerif. Buchführung, Rechnen, Korrespondenz, Wechsel- und Handelskunde, Kontopraxis, Schönschreiben, Stenogr., Maschinenschreiben. Erfolg gaantirt. Zeugnis und Empfehlungen. Stellenvermittlung kostenlos.

Die Damenturse werden von Frau E. Schreiber geleitet.
7445 Die Direktion.

209
Telep. Ausfahrts-
Gebrauchsm.-
Patent
Hauptstadt
Pat. Verkauft
Ausfahrts-
Fragpost
PATENT
Louis Gollé, Wiesbaden, Rheinstr. 26.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Ein strenger Logiker.



„Wo komm' ich denn am nächsten nach dem Kreis-Bauamt?“ — „Kreis-Bauamt — dös woah i nôt, wir ham nur van Bauamt, und dös is viereckel!“

Ein ganz Schlauer.

Von Ch. Müller.

Herr Privatier Pimperl, eine sonst uralte Persönlichkeit, ist durch den ewigen Wechsel, den es mit seinen Haushälterinnen gab, ganz melancholisch geworden. Es war die ewig gleiche Geschichte: sobald die ewige Weiblichkeit heraus hatte, daß er, Pimperl, absolut nicht gesonnen war, aus der Haushälterin die Hausfrau zu machen — dann war's aus! Das Benehmen war unerträglich, das Essen zum Grausen, das gesamte Hauswesen überhaupt auf den Kopf gestellt, so wurde ihm sein gemütliches Heim zur Hölle, so daß er nur jedesmal gerne, selbst mit den bedeutendsten Selbesopfern, so ein holdes Wesen aus dem Hause schaffte — damit es bei der nächsten womöglich noch bunter wurde. Jetzt war er aber, wie gesagt, am Rande seiner Energie angekommen . . . was nun tun? Da wollte es der Himmel, daß er gerade vor der Tür eines guten Weinrestaurants von einem Regenschauer überfallen wurde, der ihn zwang, besagte Tür nach innen zu öffnen und in einem Winkel bei einer ganz vorzüglichen Flasche Erleuchtung zu erwarten. Sie kam so etwa erst um die fünfte herum, dann aber elektrisch. Pimperl grinste ununterbrochen vor sich hin und nickte dazu. Darauf verlangte er Tinte, Feder und Papier:

Haushälterin gesucht!

Suchender, in den besten Jahren und Verhältnissen, wünscht eine ganz vorzügliche Haushälterin zu engagieren. Selbige muß freundlichen Wesens und ausgezeichnete Köchin sein, sowie, trotz des Reichtums des Suchenden, das Sparen verstehen.

Bedingung: Ein Tag Probefienst; schriftliche Aufforderung zu diesem der Reihe der Angebote nach — die definitiv Gewählte wird Suchender ehelichen. u. u. u.

In acht Tagen liefen 421 Offerten ein. Pimperl stöhnt fekt vor Behagen, so wird er gehegt und gepflegt. Daß er jeden Tag ein anderes Gesicht sehen muß, genierte ihn bald nicht mehr, der Mensch gewöhnt sich ja schließlich an alles! Ist der Vorrat von Dienstlustigen aufgebraucht, so gedenkt Pimperl eine ähnliche Annonce zu erlassen und so fort sich auf diese Weise überhaupt für Lebenszeit mit willigen dienstbaren Geistern ohne Schwierigkeit versehen zu können.

Woher aber ward ihm plötzlich solche Schläue in Bezug auf Behandlung des weiblichen Geschlechts? Nun, er hatte in seiner stillen Fensternische einem Abreißkalender gegenüber gefessen, dessen Tagespruch er vier Flaschen lang anstarrte, bis ihm, beim Anstiche der fünften, die Erleuchtung kam. Der Spruch aber lautete:

„Weiber muß man zum Narren ha'n —
Dann sind sie einem untertan!“



Aha!

Gnädige (zu ihrer Zofe): „Leuchte dem Herrn Leutnant die Treppe herab, Anna, nimm aber Frischchen mit!“

Frishchen (der nach einer Weile heulend zurückkommt): „Suhu, Mama ich bin die Treppe herabgefallen!“

Mama: „Ja, Ihr hattet doch Licht mit?“

Frishchen: „Ja, aber das hat der Herr Leutnant gleich wieder ausgelöscht!“

Unrichtige Adresse.

Student (frühmorgens angezech zu einem Straßenkehrer): „Welcher Kimmel hat Euch denn befohlen, hier soviel Staub aufzuwirbeln?“ — Straßenkehrer: „Na, Sie mich!“

— Schüttelreime. —



Mit Grausen man den Esser mißt,
Sofern er mit dem Messer ißt.



Die Gretel, weil zu drall gebaut,
Hat sich auf keinen Ball getraut.



Wie flink die dicke Trudel springt,
Wenn sie von ihrem Sprudel trinkt



Gingegen der Herr Rudel spricht:
Ich mag den faden Sprudel nicht!



Weshalb sich von Herrn Rubel trennt
Das Fräulein, das sich Trudel nennt.



Bei Tafelfesten Reden schwingen
Ist schwerer als mit Schweden ringen,
Denn sei, wird mal ein Toast gebracht,
Derfelbe nur als Proft gedacht.



Wer's Geld vertrinkt am Sonntagmorgen,
Der hat bereits am Montag Sorgen,
Dann muß ein Freund die Beche blechen,
Denn niemand kann auf Bleche zehen.



Es ist gesund nach Festen rasten
Und sparsam mit den Resten fasten.

Keine Ursache.

— „Uff! Heute habe ich schon wieder zweimal zehntausend Mark Schulden für Sie bezahlen müssen, Herr Schwiegersohn.“

— „Gott, ähzen Sie doch nicht so, bester Herr Schwiegerpapa! Ihr tüchtiger Kassierer hat Ihnen doch die Arbeit gänzlich abgenommen!“

So!

Mutter: „Du scheinst Dich auch nicht gerade in den feinsten Klubs zu bewegen!“

Sohn: „Bitte sehr! Es verkehren dort nur Herren mit umgeschlagenen Hosen.“

Phänomenal beanlagt.

— „Weißt Du, lieber Freund, was meine Frau für ein riesiges Gedächtnis hat, das ist geradezu großartig; jedesmal, wenn wir schon zehn Minuten vom Hause fort sind, erinnert sie sich, daß sie noch ihre Handschuhe oder sonst etwas — vergessen hat!“

De Hauptsache.

Ne Geschbräch mid'n Vater ännern großen Familie.

„Nee, was Se sagen! Elf Schdiek Jungen hab'n Se, Von zwee ä halben bis zu fufzehn Jahr!
Na, was Se da fer Sachen schaffen müssen,
Das is schonst mehr als scheen und ahmehmbar.
Was die an Hemden brauchen, Hosen, Jacken,
An Hieden, Schuldun, Schlibfengram und so,
Un fer den Winder warme Mädel, Mägen, —
Se wären ja gar nich Ihres Lävrens froh!
Ne Jeder had doch sei' baar eegne Schdiebeln,
Die sein, weef Gnebbchen, ooch gee' Ginderschbiel,
Und selbst de Wichse, alle blank zu wissen . . .“
„Ja,“ meend' der lächelnd, „Wichse brauch' mer viel!“

Annonce.

Wer sich bei mir zwölfmal rasieren läßt, erhält einen
Bogen Gestrüpf gratis. Göspel, Barbier.

Fatal.



— „Holla! Wer dort?“
— „Dein Innigstgeliebter.“
— „Ferdinand?“
— „Nein, Otto!“

KASERNENHOFBLÜTHEN



Leutnant: „Einjähriger Müller, Sie hüpfen ja wie eine Prima-Ballerina an Ihrem fünfzigjährigen Jubiläums-Abend!“

Unteroffizier (zu einem Soldaten, der die Haare nicht gekämmt hat): „Halten Sie sich vielleicht für'n Vater der Morgana, daß Sie hier so wüst erscheinen?“

Unteroffizier (zu einem Einjährigen, der einen mächtigen Schmiß über der linken Wade hat und keinen Kimmzug bringt): „Na, Herr Doktor, strengen Sie sich man een bisken an, bis an Ihren Nichtstrich müssen Sie uff jeden Fall kommen.“

Unteroffizier (zum Einjährigen-Propvisor, der keinen Kimmzug fertig bringt): „Na, Herr Doktor, Sie brauchen wohl erst 'ne spanische Fliege zum Ziehen?“

— „Beier, schmunzeln Sie nicht so stillvergnügt, wie 'ne ägyptische Mumie, die'n Professor Röntgen ein Schnippchen geschlagen hat, da man ihr noch ohne den bis uff de Knochen sehen kann.“

Ein Silbenstecher.

A.: „Wenn ich mal sterbe, dann vermache ich mein Geld wohlthätigen Stiftungen.“

B.: „Wie heißt, wenn Sie mal sterben? Glauben Sie, daß es auch möglich sein könnte, Sie sterben vielleicht mal nicht?“

Glücksklee.

Vierblättrig bringt der Klee Dir Glück.

Hast Du ihn so gefunden.

Vierblättrig sei auch Dein Geschick

Zu echter Lieb' gebunden.

Das erste Blatt — Aufrichtigkeit —

Nichts bergen und verhehlen,

Auch's zweite Blatt — die

Zärtlichkeit

Darf nie der Liebe fehlen.

Das dritte Blatt am Liebes-

klee

Heißt: glühendes Verlangen,

Das Jauchzen und das süße

Weh,

Die Sehnsucht und das Bangen.

Doch's vierte Blatt die Treue

wär,

Die's Liebesband erst bindet —

Ein sel't'nes Blatt! Drum ist's

so schwer, —

Daß man ein „Vierblatt“ findet.

A. S. S. S.

Höchste Noblesse.



— „Was, Herr Baron, Sie kommen aus dem russischen Bad? Haben Sie auch tüchtig geschwitzt?“

— „Ich schwitzen? Nein lieber, dazu nehme ich mir meinen Diener mit.“

Distichen.

Die den Flach und den
Hanf einst spannen mit
fleißigem Finger,
Hecheln jezt Gott und
die Welt durch bei
Thee und Kaffee.

G. S.

Willst Du ein würdiges
Ziel auf der Lebens-
reise erreichen,
Halte nicht überall Raß,
wo sich ein Plätzchen
Dir heult! Karl Rod

Wortspiel.

Meister: „In der näch-
sten Woche haben wir im
Zoologischen Garten zu
tun.“

Geselle: „Was ist denn
dort zu machen?“

Meister: „Im Raub-
tierhaus soll die alte
Haupttür raus.“

Anzeige.

In einem Warenhause,
welches vor geladenem
Publikum geöffnet wird,
hatte man, um den An-
drang der großen Masse
fernzuhalten, folgendes
Plakat an der Tür be-
festigt:

Wegen Eröffnung ge-
schlossen.